

Deutsches Bürgerblatt.

Siegen, 12. November 1844.

Zweck und Richtung: Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und gewerblichen Verhältnisse und jener des Auslandes. — Unsere Spalten sind für den Vaterlandsfreund geöffnet, um Ansichten und Wünsche über vaterländische Zustände und Staats-einrichtungen in den gesetzlichen Schranken, mit bescheidener Freimüthig-keit kund zu thun.

Für Literatur und Unterhaltung.

Preis: Vierteljährlich bei der Expedition für 26 Nummern — 10 Sgr., bei allen Postanstalten des Preuss. Staates und im deutschen Buchhandel vierteljährlich — 15 Sgr. Erscheint wöchentlich 2 Mal am Dienstag und Freitag.

Die Einrückungsgebühren betragen $\frac{1}{3}$ Sgr. oder 2 Kreuzer für die gezeichnete Bogenseite.

U e b e r s i c h t.

Die Universität und das freie Bürgerthum. (Zur Mißfeier des Königs-berger Universitäts-Jubiläums. Von Alexander Jung.

Ueber die Staatsanwaltschaft. (Schluß.)

Der alte Cicero und der moderne Militärstand.

Nicolaus Kraus. Von J. C. Braun.

Zur Literatur und Unterhaltung: Deutsche Poesie. Deutsche

Lieder aus der Fremde von W. Rolte. — Deutsche Literatur.

Sämmtliche Werke von Joseph Freiherr von Außenberg.

16. Band. Inhalt: Bericht der Jäger. Die Katenen des Teufels.

— Vaterländische Literatur: 1) Die Bedeutung der preussischen

Könige für die Staats- und Volksentwicklung. Von J. W. Ebel.

2) Gedichte in oberbairischer Mundart. Von Franz von Koberle.

— Die Kofette. — Augsburg. Eine Episode von Dr. Ferd.

Kug. Odenburg. (Fortsetzung.) — Land und Leute

der britischen Inseln (Fortsetzung.) — 4. Die Pneumologen in England.

— Der Mann, der im Kollegium nie ein ungeschicktes Wort sprach.

— Mannigfaltiges. — Literarischer Anzeiger.

*Die Universität und das freie Bürgerthum.

(Zur Mißfeier des Königsberger Universitäts-Jubiläums.)

Es giebt in dem ganzen Bereiche des deutschen Lebens kein anderes Institut, welches so sehr die Eigenthümlichkeit und das bisherige Schicksal, welches so sehr die Vorzüge und die Mängel der deutschen Nation in Staat und in Kirche bis auf diesen Augenblick in sich abspiegelte, und zugleich auf die Zukunft, auf die Nothwendigkeit des Fortschritts hinwies, als die deutsche Universität. Schon dadurch gibt die Universität eine Stellung zu erkennen, welche es ausdrückt, daß die freie Erforschung und Ueberlieferung der Wahrheit, welche jenes Institut zur Aufgabe hat, nicht innerhalb des Kreises der Dozenten und Studenten verbleiben dürfen und es auch nicht können, sondern daß die Resultate des jedesmaligen Universitätskurses mittelbar übergehen müssen in das Fleisch und das Blut der Nation. Wenn aber die Universität in der Erforschung und Ueberlieferung der Wahrheit die Wissenschaft und zwar im Werden, in der Entwicklung repräsentirt, so darf doch nicht von Seiten des Staates und der Kirche die Forderung an die Universität so abstrakt gerichtet werden, daß man etwa sagt: nur ausgemachte Wahrheiten — und am Ende nur willkommenen, Eben beliebte — sollen hier gelehrt werden. Denn erst auf dem Wege des Irrthums kommt man zur Wahrheit, und, abgesehen davon, daß der gehegte und vorgetragene Irrthum den Vortragenden oft selbst erst befruchtet, um die Entdeckung einer neuen großen Wahrheit zu machen, so ist auch für die Empfangenden selbst der Weg des Irrthums, als Methode, als Erziehung zur Wissenschaft, zu einem mündigen Geistesleben, von gleicher Wichtigkeit mit dem Resultate der Wahrheit; so daß eben deshalb jede wissenschaftliche

Wahrheit willkommen und beliebt sein mußte. Die Universität steht demnach so sehr in der Mitte der Nation, und repräsentirt so sehr nicht bloß die Wissenschaft, sondern auch den Weg zu ihr, die freie Anwendung derselben im Leben, daß sie um Wahrheit und Freiheit in dieser Weise zu vertreten und Andere dafür zu erziehen, unabhängig gelassen werden muß von Staat und von der Kirche. Gerade diese Unabhängigkeit der Universität in der Erforschung und Ueberlieferung der Wahrheit ist ihr Verband mit der Öffentlichkeit, ist ihr organisches Eingreifen in Staat und in Kirche, um diese zu schützen und zu fördern. Und schon durch diese Unabhängigkeit wirkt sie.

In demselben Grade nun, als das Ausgesprochene bis dahin für die deutsche Universität — und die Deutschen allein besitz in dem angedeuteten Sinne Universitäten — verwirklicht worden oder nicht, in demselben Grade wird man Vorzüge oder Mängel in dem deutschen Gesamtleben nachweisen können. So vermittelt die Universität das bisherige Schicksal des deutschen Volkes, und läßt sich aus ihr für die deutsche Zukunft hoffen oder fürchten. Während es nämlich schon von vorn herein durch das Dasein und Wesen der Universität außer Zweifel gesetzt ist, daß sich eine Nation nie indifferent verhält zu ihrer Wissenschaft, sondern in ihr, wenn diese auf dem Wege freier Forschung gewonnen wird, eine Erregungswirkung weiß und verehrt, welche den Ruhm der Nation, welche die Sicherheit der Verfassung, welche das Recht und die Freiheit des einzelnen Bürgers begründet, so sind dessen ungeachtet nicht selten in gewissen Beziehungen von Staat und von Kirche Forderungen an die Universität gemacht, Vorschriften ihr gegeben worden, welche die Universität als ihr fremdartig bezeichnen mußte, da sie eben nicht auf dem Wege der Wissenschaft zu denselben gelangt war. Daher kann denn auch in manchen Zeiten nicht selten der Fall eintreten, daß eine Universität in allen sonstigen Disziplinen durch frühere oder jetzige Vertreter eine Höhe der wissenschaftlichen Intelligenz erreicht hat, welche nun auch auf weitere Kreise der Nation übergegangen ist und in ihnen eine umfassende Bildung veranlaßt; nur in gewissen anderen Disziplinen, z. B. in der Theologie und in der Staatswissenschaft, schleppt sich an derselben Universität vielleicht eine Halbheit, ein todter Notizenkram antiquierter Compendien von Geschlecht zu Geschlecht, und stutzt sich um so altfränkischer zu, als solche Mühe leicht

ist, und jene Forderungen von staatlicher und kirchlicher Seite vor schriftlich wohl gar darauf hinzielen. Das aber wirkt dann freilich auf die Länge lähmend und zurückbringend auf den ganzen Universitätsorganismus, weil unter solchen Konstellationen nicht mehr diejenige Wissenschaft ungefährdet bestehen kann, welche als die Wissenschaft schlechthin an der Universität vorzugsweise alle die einzelnen Wissenschaften repräsentirt, die Philosophie. —

Wenn nämlich die Universität so sehr der Mittelpunkt des geistigen Lebens einer Nation ist, daß sie sogar den Staat und die Kirche in sich reflektiren soll, und zwar den Staat in allen seinen vor der Vernunft zu rechtfertigenden Verfassungsweisen, die Kirche in den verschiedenen Konfessionen, in ihrer geschichtlichen, aber auch vor allem rationalen Bedeutung, so gilt dasselbe an der Universität wieder von der Philosophie. So daß schon in dieser Hinsicht die Zukunft eine Umarbeitung unseres ganzen heutigen Fakultätswesens für das Universitätsleben fordert. Nur in dem Maße, als alle Dozenten und Studenten und mittelbar die Nation an der Philosophie Theil nehmen, wenigstens, durch sie hindurchgehend, die Weihe der Wissenschaft und somit die uneigennützigste Liebe zur Wahrheit, den Adel einer freien Gesinnung empfangen, nur in dem Maße ist ein jeder Dozent und Student lebendiges Glied an jenem Organismus, welcher das Werden der Wissenschaft darzustellen hat, und ist auch jedes Individuum der Nation der unendlichen Freiheit sich bewußt, welche ihm als intelligentem Wesen gebührt. Die Philosophie, und daher die Universität wird stets in Deutschland unentbehrlich bleiben für die Institutionen des Staates und der Kirche; man wird von diesen aus die Philosophie und die Universität nie ohne nachtheilige Folgen einengen, und wenn man politisch und kirchlich zu Schöpfungen fortgehen will, welche allein Deutschlands würdig sind, so wird wenigstens in dem Sinne Plato's Forderung, die Philosophen müßten Könige sein, erfüllt werden, daß die Könige auch Philosophen seien und der Philosophie eine freie Stätte und Lehre, als Recht der Wissenschaft und Nation, in ihren Staaten zugestehen.

Die Universität ist recht eigentlich die Pflanzschule für den mündig gewordenen, für den freien Bürger im Staat und in der Kirche. Der Bürger aber ist der eigentliche Nerv im Organismus des öffentlichen Lebens. Der Bauer ist es noch nicht, der Edelmann ist es nicht mehr, denn Bauer und Edelmann sind der wahren und öffentlichen Existenz nach Bürger. Ein jeder hat daher in der Öffentlichkeit des Lebens keinen höheren Ruhm zu kennen, als den, mitzählendes Glied in seinem Volke zu sein. So ist er aber auch nicht mehr bloß Zahl, sondern er ist lebendige, er ist individuelle und zugleich intellektuelle Größe. — Die Universität nun, wiefern die Wissenschaft keinem ausschließlich gehört, und Alle berufen zur Wahrheit sind, durch die Wahrheit zur Freiheit, stellt

diesen Charakter des öffentlichen Lebens in allen ihr wesentlichen Einrichtungen und zwar in möglichster Vollständigkeit dar. Sie ist in der Ebenbürtigkeit und der Freiheit der Geister in Betreff der Wahrheit republikanisch; sie ist in Ansehung ihrer ganzen Gliederung konstitutionell; sie ist in der Repräsentation ihrer Universalität durch den Rektor monarchisch. In diesem dreifachen Sinne darf man denn auch nicht mehr etwa bloß den Studierenden den Ehrennamen Volk geben, und also im akademischen Cyklus von einem Volk der Studenten sprechen, um damit die eine Seite der wissenschaftlichen Verfassung der Universität auszudrücken; sondern eben so wohl die Dozirenden haben auf diese Ehre Anspruch zu machen, und der jedesmalige oder ein für allemalige Rektor zumal hat darin seine höchste Würde zu erkennen, daß er das Volk, daß er die Nation von der wissenschaftlichen Seite her vorzugsweise repräsentirt, daß er der Ausdruck ist dafür, daß die Nation ein unendliches Gut und Besitztum an ihrer Wissenschaft hat. — So stellt ihrer Idee nach die deutsche Universität, als Vorbild für Staat und für Kirche, ein Bürgerthum dar, in welchem Wahrheit und Freiheit Allen die vollste Ebenbürtigkeit verleihen, und in welchem der Einzelne in viel umfassenderer Bedeutung Bürger zu sein berufen ist, und zwar auch (für's Jetztige oder Künftige) in Staat und in Kirche, als unter den Franzosen das Wort: Bürger, nur je im Gebrauche gewesen.

So sollen denn auch nach dem Entwickelten Wahrheit und Freiheit, die der Dozent und der Student gleicherweise vertreten, und so zu sagen genießen und die man oft und mit Recht an ihnen zu preisen gewußt hat, sie sollen für's ganze Leben ihnen verbleiben, sie sollen von der Universität auf die Nation verpflanzt werden, entweder unmittelbar, so daß die, welche auf Universitäten gewesen, solchen Ehrengeist auf alle ihre Wirkungskreise übertragen, oder auch so, daß die Uebrigen mittelbar von der durch die Universität produzierten Durchschnittsbildung dieselbe Erklärung der Existenz empfangen; so daß in beiden Fällen die Universität die Mission hat, für das private und vorzüglich für das öffentliche Leben, das freie, lautere Bürgerthum zu erzeugen; auf das hinfert Niemand so leicht mehr in dem bisherigen sehr charakteristischen Sinne als Philister zu bezeichnen und von der Universität als solcher zu entlassen sein wird, sondern Jeder nur in ein modifizirtes und doch dem Wesen nach gleiches Bürgerthum des Staates oder der Kirche oder der privaten Unabhängigkeit einkehrt, zu welcher Stellung er bei der Beziehung der Universität nur das erste Bürgerrecht erhalten. —

Wer ist denn Bürger — in dem Sinne, als die Universität nicht bloß die wissenschaftliche Weihe dazu ertheilen, sondern durch ihren ganzen Kultus der Immatrikulation, der Vorlesungen, der Studien, der Entlassungen, der Sitten überhaupt, einen Geist, eine Erkenntniß, eine Ehren-

haftigkeit, will, daß eine ganze — also: Bürger, Scholle, in jeder Hinsicht er auch werden soll und Alles macht, daß ein für allemal inneren das Gesetz ist. So die Universität wenigstens so losstrenge Bahn folgen, springen, entwickelt zum Staat, Bürger der Universität werden — wird, daß glied im Bürger in heit, daß Verufe d

Man verstanden ihrer Nation weniger hingeegeben abkehrten nahmlos der eigenen Gebelien auch in sächlichen leugnen. der deutsche Perrücke nach D noch da noch nicht nommisi die kün Aber w der geg Gunsten testen, gegenle Wieder jetzigen wiedere von T Einsicht rung a

haftigkeit, eine Hoheit der Gesinnung verbreiten will, daß daran mittelbar Alle theilnehmen und eine ganze Nation von Bürgern daraus hervorgeht — also: wer ist denn in diesem Sinne Bürger? Der ist es, welcher frei ist von der Scholle, welcher, auf Grundbesitz fußend oder nicht, in jeder Hinsicht besitz, als besäße er nicht, so daß er auch am wenigsten von Jemanden je besessen werden könnte; sondern Der, indem die Wahrheit und Alles, was aus der Wahrheit fließt, ihn frei macht, dem Zwange wie der Willkür gleichmäßig ein für alle Male entrückt ist, da er in Allem einer inneren Nothwendigkeit folgt, welches die Freiheit, das Gesetz und die Erfüllung des Gesetzes selbst ist. So daß der Bürger in diesem Sinne, wie die Universität ihn erzieht und entläßt, oder doch wenigstens erziehen und entlassen soll, auch eben so losstrebt von der Eigenschaft, als er je in den Bahnen fallen könnte, er dürfe die Nation überspringen, um die Menschheit zu erreichen. Daher entwickelt sich gesetzmäßig der akademische Bürger zum Staatsbürger, dieser erst zum Weltbürger, denn es kommt die Zeit, wo von den Universitäten — wenn sie ihre Reform erlebt haben werden — auch noch die Frucht zur Reife gebracht wird, daß man Denjenigen als echtes Gemeindeglied im kirchlichen Sinne erkennt, welcher Weltbürger in der Bedeutung ist, daß er die Menschheit, daß er die Welt umfaßt und Beide in ihrem Verufe durchdringt.

Man hat in neuer und neuester Zeit den Universitäten den Vorwurf gemacht, daß sie am wenigsten ihrer Nation Etwas wären, daß sie, mehr oder weniger unersprießlichen Vorträgen und Studien hingegeben, von der jedesmaligen Gegenwart sich abkehrten, unter den Todten lebten, und, theilnahmslos in jeder Hinsicht an den Leiden und Freuden der eigenen Nation, der Deffentlichkeit und ihrem Gedeihen nur Hemmungen bewirkten. — Wir wollen auch in diesem Punkte die Mängel, ja die thatsächlichen Verschuldungen nicht im Entferntesten wegleugnen. Wir wollen weder das unter einem Theil der deutschen Universitäts-Lehrer noch fortbauende Perrückenwesen, das unsaubere Haschen nach Titel, nach Orden, nach Gehaltserhöhung u. dergl. m., noch das in einigen Kreisen der Studirenden immer noch nicht ganz verschwundene, ungeschlachte Re-nommistenthum, dessen alleiniges Ideal höchstens noch die künftige Versorgung ist, in Schutz nehmen. Aber wir wollen gerecht sein. Wir finden einige der gegenwärtigen deutschen Universitäten so zu Gunsten verändert, wir finden sie in ihren begabtesten, wie gesinnungsvollsten Lehrern so rüstig entgegenlebend einer neuen Zeit und vor allem einer Wiedergeburt ihres eigenen Instituts, daß wir die jetzigen im Vergleich mit dem früheren oft kaum wiedererkennen. — Und überhaupt läßt sich wohl von Thaten sprechen, die in tiefer, praktischer Einsicht und zugleich im Sturmschritt der Begeisterung ausgeführt worden sind von deutschen Univer-

sitäten; Thaten, die den Feind der Nation darniederwarfen und flugs eine neue Zeit heraufbeschworen. Man denke an Luther in Wittenberg, als er vom Katheder wirkte, als er dann hinausstürmte und die Thesen anschlug, daß es bis nach Rom und über das Erdrund halte. Man denke an Fichte und an Schleiermacher, die Uner-schütterlichen, was sie der Zeit geleistet, wie sie das Kommandowort vom Katheder aus gegeben, daß sich das Volk der Studenten und das Volk des Volkes aufmachte, und den Feind alsobald in's Weite versetzte. Man denke vor allem an Hegel, den man mit Nächstem aufhören wird zu verkennen, um Hoffnungen zu hegen und die Ueberzeugung auf's Neue zu gewinnen, daß die deutsche Universität, wenn auch sie gegenwärtig umstanden und umspäht wird von Freund und von Feind im eigenen Lande, dennoch nicht umsonst die Intelligenz der Nation repräsentirt, und nicht umsonst die Pflanzstätte ist des ungeheuchelten, des lautern, des gesinnungsvollen Bürgerthums! —

Das aber allerdings leidet keinen Zweifel, daß die heutige Universität in der Stellung und Befugniß ihrer Dozenten und Studenten einer Reform von innen heraus — nicht von außen an sie herangebracht — bedarf, einer Reform, welche sie selbst sich zu geben hat, weil jene aus dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft von selbst resultirt. Der Protestantismus hat schon in seinem Prinzip den Fortgang zu einer immer wieder nothwendigen Reform. Wenn indessen, wie wir schon bemerkt, Deutschland allein Universitäten im wahren Sinne des Wortes besitzt, so hat sie in Deutschland wieder der Protestantismus. Er ist im Besitze der Universität und ist auch im Besitze ihrer nächsten Reform, so sehr, daß selbst der deutsche Katholizismus in seinen besten Vertretern längst seine Fakultät und Universität der protestantischen annähert, und nicht weiß, wie entschieden er bereits eine Reformation durchgesetzt hat im Angesichte der noch erst mißtrauischen Bischöfe und der jungen Kleriker, wenn auch über jenem Beginnen stets die Blitze vom Vatikan aus zucken. —

Es wird aber die Reform der deutschen Universität nothwendig zuvörderst in einer großartigeren Gestaltung jener von uns bereits hervorgehobenen Disziplinen bestehen, der Staatswissenschaft und der Theologie, um auch unmittelbar in den Staat und die Kirche den lautern, gesinnungsvollen Bürger von der Universität zu entlassen, und Deutschland auch in staatlicher und kirchlicher Beziehung eine immer bedeutendere, seinem Geiste entsprechende Stellung zu veranlassen, und der Wissenschaft dasjenige, dessen sie zu einem völligen Gedeihen vor Allem bedarf, die freie Lehre. Das freie, mündliche Wort ist das für die Universität, was die freie Presse für die Literatur ist; beide arbeiten dem Irrthum, der Unbedeutendheit, der Willkür, der Lüge, der Frechheit radikal entgegen; beide liegen schon in dem Begriffe der Wissenschaft, wie

in dem Begriffe der Literatur, wie sie beide freilich auch schon in dem Wesen des Geistes enthalten sind, der in dem freien Worte des Mundes und der Presse nur seine eigenste Existenz offenbart. Man kann sich ja, was die Universität betrifft, von vorn herein tüchtiger Lehrer vergewissern. Vor allem aber wird auch dabei auf Vielseitigkeit der Standpunkte gesehen werden müssen. Kurz, Freiheit des Wortes vom Katheder und Freiheit der Presse in der Literatur bilden den freien Bürger, in dem die Sicherheit und die Unwandelbarkeit der politischen und der kirchlichen Einrichtungen allein ihren treuen Gewährsmann haben. —

Wer sein Jahrhundert überlebt, der hat das Gericht der Nachwelt überstanden und hat sich bewährt, und verjüngt sich noch fort und fort von Jahrhundert zu Jahrhundert!

Wir haben unsere vorliegende Erörterung an ein Institut geknüpft, welches so eben die Feier begeht, die seiner Geistesfrische gilt, mit der es bereits Jahrhunderte überdauert. Wie dieses Institut, großer Ahnen eingedenk, seltener Leistungen sich bewußt, nie ermangelnd der handelnden, sich aufopfernden Theilnahme an den Schicksalen seines Volkes, in die Vergangenheit blickt; so schaut es zugleich, unendlicher Verjüngung noch befähigt, im Bewußtsein seiner gegenwärtigen Bedeutung in die Zukunft! —

Nicht umsonst hat diese Universität der Mann geschmückt, welcher schon für sich allein Jahrhunderte aufwiegt und überdauert, wie denn überhaupt die Zeit seinem Ruhme Nichts mehr anhaben wird; der Mann, der mit seiner Kritik der Vernunft von der Philosophie aus eine Reform in der Geschichte der Menschheit bewirkt, die ihres Gleichen wenige unter den Völkern findet. Wie aber nach Obigem eben die Philosophie in ihrer freiesten Entwicklung das Wesen der Universität repräsentirt, so deutet gerade die Reform der Philosophie durch den unsterblichen Kant auf eine Reform der Universitäten selbst, eine Verjüngung der mit den deutschen Hochschulen alle Institutionen Deutschlands mächtig und unaufhaltsam entgegenreißt! — Noch nie ging ein freies Bürgerthum aus etwas Anderem hervor, als aus der laut gewordenen Wahrheit. Die deutsche Universität, wie sie in der Wissenschaft die Wahrheit zur Aufgabe hat, wird mit dem freien Worte, mit der freien Lehre die Wahrheit und demnach die Freiheit und demnach die ehrenhafte, lautere Gesinnung nach allen Richtungen des Vaterlandes hin verwirklichen. So erwächst das freie Bürgerthum; denn es erwächst aus der männlichen Tapferkeit des freien Wortes. Daher heißt es auch: ein Mann ein Wort! Wo so aber aus der Universität, und zwar aus der Wahrheit und Freiheit, der freie Bürger erwächst, da sind Fürst und Volk in Einer Liebe verbunden, denn die Liebe wurzelt in der Wahrheit und in der Freiheit! —

Alexander Jung.
(Königsberger Literaturblatt.)

*Ueber die Staatsanwaltschaft.

Siegen, den 11. November.

(Schluß.)

Auch außerhalb der Sitzungen hat der Staatsanwalt manches wichtige Amt. Er hat dafür zu sorgen, daß auswärtigen Erben und Minderjährigen ihr Erbe dadurch gesichert werde, daß die Mobilien versiegelt werden; er ernennt drei Rechtsgelehrte, welche für Minderjährige Verträge abschließen; die Testamentsöffnung für Abwesende liegt ihm ob, er nimmt das Vermögen der Abwesenden auf, er läßt durch Generalhypothek gegen den Vormund das Vermögen der Minderjährigen sicher stellen; jährlich macht er Rundreisen, um die Zivilstandsakten und die Unterschriften der Notarien und der Friedensrichter zu untersuchen; er führt die gesammte Korrespondenz, die ausgenommen, welche den Präsidenten betrifft.

Noch wichtiger ist die Stellung des Staatsanwaltes im Kriminalrechte. Denn hier ist ihm ausschließlich die Verfolgung und die Vollstreckung des Strafurteils übergeben. Diese Stellung schreibt sich daher, daß bei jedem Vergehen der Staat als theilhaftig, als verletzt angesehen wird und daher einer Behörde bedarf, welche sein Recht vertritt, und daß diese nicht der Richter sein darf, weil dadurch der Schein einer Parteilichkeit gegen den Angeklagten erzeugt wird, das für sich auch auf ein unparteiisches Gericht Anspruch machen darf. Als Partei des Staates, dem Verbrecher gegenüber, tritt also der Staatsanwalt auf. Dem geheimen Inquisitionsprozeß fehlt der Kläger, und die Richter, die unbefangen sein sollen, stehen dem Beschuldigten als Gegner gegenüber. Solche besondere öffentliche Ankläger, wie in dem neuern Anklageprozeß der Staatsanwalt, gab es sowohl bei den Völkern des Alterthums, als wir sie bei unsern deutschen Vorfahren finden, und eine Ausnahme gab es allein für den Alerus. Die Geistlichen durften, um die Würde des Standes zu wahren, auch da, wo sie ein gewöhnliches Verbrechen begangen hatten, nicht öffentlich angeklagt und gerichtet werden. Erst als die mündliche und öffentliche Rechtspflege in Deutschland unterging, verschwindet auch der Ankläger und die Ankläger, und nachdem einmal im Jahre 1507 durch das Kammergericht der schriftliche Prozeß angeordnet war, bildete sich die Lehre von den Indizien aus und entwickelte sich die Theorie und Praxis der Folter; da kamen denn die Juristen so weit, daß sie die Abstammung, ja auch Physiognomie, die Linien in der Hand, Ahnungen, Träume und dergleichen für Beweismittel ansahen, und daß sie Zaubermittel dem Inquirenten anzuwenden erlaubten, wenn er dadurch die Schuld des Inquisiten ermitteln könne. Besonders wurden solche Mittel gegen die Keger angewendet, und auch die Theorie kam auf, daß ein Vater, welcher sein Kind der Ketzerei angeklagt und damit dem Tode überliefert hatte, aus Reue aber seine Anzeige widerrief, so lange gefoltert werden solle, bis er nochmals

anfrage, zu Nichts könne. Man die gegen Juristen Angeklagte diese hätten her mit M Aerzte als wissen könnenstitution die gestehen mit die neuen doch wenig abzuschaffen Zuchtigung Fällen ang sich durch es wird daß die nicht die In welch rent gebrauchten, die zu führen diesen diejenigen sprechen, n fällig zu b gegen ihn zustellen, ist, was n Richter un was einfließenhafte stracheln, schon sich da, der ih tuars ist Natur der Inquisition kann und wissen des teiisch auf berühmter Besorgniß des münd verfolgt n Staatsanw und die V führt nun Hiermit Staatsanw besteht zw von Deut in diesen nen, daß preussischer Wichtigkeit trachtung ergeben.

anklage, daß Verhungern- und Verdurstenlassen zu Nichts als zu erlaubten Foltern gerechnet werden könne. Man glaubte sogar, es gebe Wundermittel, die gegen alle Dualen unempfindlich machten, und Juristen versicherten daher ganz kühn, sie hätten Angeklagte fast bis auf den Tod gepeinigt, und diese hätten doch Nichts gespürt. Man konnte daher mit Recht die Bemerkung machen, es sei gut, Aerzte als Inquirenten anzustellen; weil diese besser wissen könnten, wie weit Jemand nach seiner Konstitution die Folter aushalten könne und wenn er gestehen müsse. Sind nun auch solche Härten durch die neuen Kriminalgesetze gehoben, so sind doch wenige so konsequent gewesen, jegliche Folter abzuschaffen; zur Folter gehört aber die körperliche Züchtigung, wenn sie auch nur in außergewöhnlichen Fällen angewendet werden soll. Das Gericht gibt sich durch die Anwendung selbst eine Blöße, und es wird dadurch gegen den obersten Satz gefehlt, daß die gesetzliche Vermuthung für die Unschuld, nicht die Schuld des Angeklagten sein soll.

In welche bedenkliche Lage ist aber der Inquirent gebracht. Wird er nicht um seiner Ehre willen suchen, die Untersuchung zu einem gewünschten Ziele zu führen? Wird er nicht leicht verleitet werden, diejenigen Aussagen, welche für den Angeklagten sprechen, wo nicht zu übergehen, doch als geringfügig zu betrachten, Alles aber, was möglicherweise gegen ihn sprechen könnte, so aufzufassen und darzustellen, daß es wirklich gegen ihn spricht. Er ist, was wohl zu beachten ist, zugleich Ankläger und Richter und kann daher in seine Schrift leicht Etwas einfließen lassen, Anderes auslassen. Auch der gewissenhafteste Richter kann auf diesem Wege leicht straucheln, wenn man hinzunimmt, daß er vielleicht schon sich eine Ansicht gebildet hatte. Niemand ist da, der ihn kontrollirte; denn die Kontrolle des Actuarius ist ohne Bedeutung. Es liegt also in der Natur der Sache, daß der Angeklagte sich dem Inquisitionsprozeß nur mit Besorgniß unterwerfen kann und keinerlei Bürgschaft hat, als in dem Gewissen des Inquirenten, daß die Aussagen unparteiisch aufgenommen werden, und die Geschichte berühmter Kriminalfälle unserer Zeit muß diese Besorgniß nur steigern. Anders ist das Verfahren des mündlichen Verfahrens. Im Anklageprozeß verfolgt nicht der Untersuchungsrichter, sondern der Staatsanwalt das Vergehen, er übergibt seine Klage und die Beweise dem Untersuchungsrichter und dieser führt nun selbständig die Sache weiter fort.

Hiermit scheint hinlänglich dargethan, daß die Staatsanwaltschaft eine nützliche Behörde ist. Sie besteht zwar für jetzt nur in einem geringen Theile von Deutschland, aber, wie schon bemerkt, es hat in diesen Tagen das Gerücht wieder Kraft gewonnen, daß sie auch in den ältern Provinzen des preussischen Staates werde eingeführt werden. Ihre Wichtigkeit möchte sich noch weiter aus der Betrachtung des Verhältnisses zum richterlichen Amte ergeben. Eine richterliche Behörde kann ein unge-

segliches Urtheil fällen; die Partei kann dagegen appelliren, sie kann sich aber auch dabei beruhigen. In diesem Falle darf es der Staat nicht, welcher die Idee des Rechtes zu repräsentiren und jede Rechtsverletzung zu verhüten hat. Dann tritt der Staatsanwalt auf und greift das Urtheil, nicht sowohl im Interesse der Partei, als des Staates an. Der Staat erscheint durch diese Institution in einer edlern Gestalt, als moralische Person, lebendig, nicht als Bureaumachine. Darum wird er selbst verletzt, wenn das Recht verletzt ist, darum tritt er für den gekränkten Bürger auf durch den Staatsanwalt, während der Inquisitionsrichter sich um derartige Beleidigungen nicht kümmert. Man kennt den Staatsanwalt in den meisten deutschen Ländern noch nicht. Aber auch die Zeit ist noch nicht fern, wo Justiz und Verwaltung in Einer Hand lagen. Und noch gibt es Gegenden im Vaterlande genug, wo beide Gewalten vereinigt sind. Selbst da nun, wo sie getrennt sind, können Beide, Justiz und Verwaltung, leicht in Konflikt kommen. Was soll hier die Reibung vermeiden, daß nicht der Eine in das Gebiet des Andern übergreift? Hier ist eine besondere Behörde nothwendig, welche allein das Recht vertritt und die Streitsache zur Entscheidung den oberen betreffenden Behörden überträgt.

Wie mannigfache Rücksichten sind es also, welche die Einrichtung der Staatsanwaltschaft da, wo sie bisher noch nicht bestanden, wünschenswerth machen!

*Der alte Cicero und der moderne Militärstand.

Man hört gegenwärtig aus allerlei Gegenden unseres Vaterlandes allerlei Klagen gegen den Militärstand, namentlich gegen die Herren Offiziere. Man behauptet, daß dieselben in dem Gefühle, die einzig Wehrberechtigten und Waffenfähigen zu sein, den Bürger über die Achsel ansahen, und über die Begriffe und Schranken bürgerlicher Sitte mit kühnen Sprüngen hinaussetzten, oder sie gar mit fecker Hand umstürzten. Da hat sich z. B. in einem Städtchen ein denkwürdiger Streit in dem Kasino erhoben, wo sich die Offiziere das Recht zueigneten, in Mägen, und sogar noch in Polizei-Mägen zu erscheinen, während die übrigen Mitglieder der Gesellschaft hergebrachter Weise in Hüten kamen. In einer anderen Stadt wird gar ein Referendar von einem Lieutenant im Duell erschossen, weil er an öffentlicher Tafel Aeußerungen that, die an den Letzteren gar nicht gerichtet waren und ihn überhaupt nichts angingen. Wer darauf ausgehen wollte, dergleichen Reibungen und Zerwürfisse zwischen den Offizieren und den übrigen Staatsbürgern aus unseren öffentlichen Blättern, in denen doch gewiß nur bei weitem die Minderzahl derselben besprochen wird, auszuheben und zusammenzustellen, der würde in kurzer Zeit ein langes Sündenregister beisammen haben, dessen Lektüre für uns Bürger eben nicht sehr ergöglich

sein würde. Unsere Leser mögen sich aber beruhigen, wir haben verglichen hier nicht vor. Wir wollen hier nur an einen Spruch des alten Römers Cicero erinnern, den die Offiziere, welche etwa wirklich mit jenem Uebermuthe behaftet sind, entweder nicht kennen oder nicht kennen wollen.

Cicero entwickelt nämlich in dem ersten seiner Bücher „von den Pflichten“, Kapitel 22, daß die staatsbürgerliche Thätigkeit den Vorzug vor der kriegerischen habe, daß die Erreichung einer verbesserten inneren Einrichtung von größerem Gewicht sei, als eine gewonnene Schlacht. Hieraus folgert er denn, daß ein Staatsbürger voll Theilnahme an dem Vaterland und Thätigkeit für dasselbe mehr gelte, als der tapferste Soldat, und schließt mit dem Verse:

„Cedant arma togae, concedat laurea laudi!“
was man ungefähr so verdeutschern könnte:

„Das Bürgerkleid gilt mehr, als Uniform,
Und mehr, als Kriegerstolz, die Bürgerehre!“

Das schrieb Cicero zu einer Zeit, als die römischen Heere fast den ganzen damaligen Weltkreis erobert hatten, als der Ruhm der römischen Waffen von einem Ende der Erde bis zu dem anderen erscholl.

Sehen wir damit unsere gegenwärtigen Verhältnisse in Vergleichung. Unsere jungen Offiziere mögen recht mutbig sein, sie mögen es vielleicht sogar bedauern, daß wir dormalen keinerlei Aussicht auf einen Krieg haben, in welchem sie ihre jungen Lorbeeren pflücken können; — nichts desto weniger müssen sie gestehen, daß sie alle miteinander noch kein ernstlich gemeintes Pulver gerochen haben, daß auf ihre Stirnen auch nicht der leiseste Schatten des kleinsten Blattes aus einem kriegerischen Lorbeerzweig fällt. Wozu also dieser Soldatenübermuth in Friedenszeiten?

In Kriegszeiten, wo der Soldat Alles und der Bürger Nichts gilt, da wollten und mußten wir uns wohl so Was gefallen lassen. Wir wollen es am Ende auch gerne nachsehen, wenn ein alter, ruhmbezügter Veteran, dem, wie Nikolaus Lenau sagt,

„die Säbelnarben,
Ehrenrösetein, purpurfarben,
Auf der Stirn' und Wange blühen,“

mit einem gewissen Selbstgefühl auf seine friedfertige Umgebung heruntersieht.

Aber was sollte der jüngeren Generation unserer Offiziere, über welche man in der gedachten Beziehung namentlich sich Klage erheben hört, einen Grund abgeben können, sich über ihre Umgebung zu überheben? Warum sollten wir nicht Alle gleich gut Staatsbürger sein und uns als solche betrachten können, mögen wir einerlei oder zweierlei Tuch an unseren Rücken tragen?

Die Zeiten der gesonderten Standesehre sind vorbei. Alle diese einzelnen „Ehren“ werden nun von einer Ehre verschlungen, von der Staatsbürgerehre. Diese Ehre wird immer größer, sie dehnt sich nach dem Maßstabe aus, nach welchem jene Sonder-Ehren zusammenschmelzen. Wir wollen gewiß nicht unserm Wehrstande die Ehre, die ihm

gebührt, schmälern, wir stellen uns sogar auf seine Seite gegenüber denen, welche über unsere „Friedenssoldaten“ oder das „Soldatenspielen in Friedenszeiten“ spötteln, weil wir einsehen, daß stehende Heere zur Erhaltung der Würde des Vaterlandes und seines Gewichtes dem Auslande gegenüber unumgänglich erforderlich sind. Aber auf der andern Seite möchten wir auch anerkannt sehen, daß der Soldatenstand kein aus dem Gesamtverbande der übrigen Staatsbürger abgelöster und bevorzugter sei, sondern nur einen der Bestandtheile desselben bilde.

Wir hoffen, daß unter unseren Offizieren die Mehrzahl diese Ansichten theilt, und daß die wenigen, bei welchen dies nicht der Fall sein sollte, sich wohl noch eines Besseren besinnen werden. Sollte das nicht sein, so möchte am Ende vielleicht der Offizierstand seine soziale Stelle statt über den übrigen Bürgern unter denselben finden, und es möchte dann Cicero's Wort seine vollste Wahrheit erhalten:

„Das Bürgerkleid gilt mehr, als Uniform,
Und mehr, als Kriegerstolz, die Bürgerehre!“

* Nikolaus Lenau.

In tüchtiger Geschäftigkeit haben die meisten Tagesblätter die Nachricht von Nikolaus Lenau's geistiger Erkrankung verbreitet, gleich als ob sie von der Ankunft oder Abreise eines Fürsten, von einer gleichgültigen Niederkunft u. s. w. berichteten; nur hier und da fanden wir ein tieferes Mitgefühl, einen stillen Schmerz, nur hier und da bildeten die kalten schwarzen Zeilen eine Perspektive, durch welche wir eine Thräne in dem Auge eines Freundes stehen sahen. Was mich betrifft, — um von einem persönlichen Eindrucke zu reden, — so wirkte die erste Nachricht erschütternd auf mich; das Unglück war zu groß, um es glauben zu können. Ich sträubte mich mit jeder Kraft meiner Seele, mit unzähligen Gegenständen dagegen. Hätte mir Jemand gesagt, Lenau sei gestorben, ich hätte es gern geglaubt; ich hätte mir dieses stille gesenkte Haupt, diese schönen bleichen Schläfen recht wohl mit der Todtenkrone geschmückt denken können. Der Tod, der einen Dichter abholt, ist ein wehmüthiger, aber kein erschütternder Gedanke; hat doch das echte Dichterberz schon lange einen Bund mit dem dunkeln, geheimnißvollen Freunde abgeschlossen. Aber einen Dichter in jene öde Nacht des Wahnsinns versunken zu wissen, aus welcher alle Gestaltungen in unbestimmten, erschreckenden Umriffen auftauchen, die hohe Stirne überschattet, das reine, still betrachtende Auge wild gebrochen, die still erzeugende Phantasie ruhelos und doch ohne produzierende Kraft, die Höheit des Gefühls erlöschen zu sehen, — das ist eine Erscheinung, von welcher wir uns erschreckt wegwenden. Ich habe mich unter Schmerzen an sie gewöhnt und nach und nach die Erinnerungen gesammelt, welche sich für mich an die Gestalt Lenau's knüpfen, jene Erinnerungen, welche ich als theuere Besitzthümer verwahre. Ich theile hier Einiges aus denselben

mit; aber ich
etwa wie d
Tobten zu
Grabenma
die dunkle R
Nekrolog,
tobt; es le
er aus Nach
wird zum V
erhebung sei
geborene S
zittern, die
Freunde, d
welche ihr
Schatten v
rungszeilen
des Dichter
ihn persönl
ihnen zu er
traurigen V
der Schmer
raufschenden
Thräne stel
Hoffnung i
spiegelt.

Was Len
unser Volk
Lyriker ersc
scheinung f
Harmonie
und zu w
Standpunk
reicht ein
Gefühls h
ausgesproch
Tiefe, die
vor Justin
aus. Alle
Liedern er
Albigenser
begabung
doch ist e
seines Vo
Gemäß ein
sich mir b
persönliche
größer me
stärker mu
kennen zu
hierzu vor
In den
Nachricht,
bringen.
immer in
reichte mir
schon läng
in welche
stand: „N
Nach Tis
vorgestellt

mit; aber ich bitte im Voraus, diese Zeilen nicht etwa wie die Gedächtnisschrift auf einen theuern Todten zu betrachten, nicht wie die Tafel eines Grabdenkmals, welche von Dem berichtet, den hier die dunkle Kammer umschließt. Ich schreibe keinen Nekrolog, denn Nikolaus Lenau ist für uns nicht todt; es lebt in uns Allen die feste Hoffnung, daß er aus Nacht und Dämmerung wieder hervorgehen wird zum Licht, wir glauben an die siegreiche Auferstehung seines Geistes, und mag auch die wiedergeborene Seele anfangs bange dem Lichte entgegenzittern, die Grüße, die Liebe, die Verehrung der Freunde, die Freude des ganzen deutschen Volkes, welche ihr entgegensteht, werden bald die letzten Schatten verfliegen lassen. Diese wenigen Erinnerungszeilen richten sich einfach an alle Verehrer des Dichters, die nicht das Glück gehabt haben, ihn persönlich zu kennen, um sein Bild frisch in ihnen zu erhalten, bis er selbst wieder aus jenem traurigen Bann hervorgeht; sie sind ein Blatt, welches der Schmerz von dem blätterreichen, ahnungsvoll rauschenden Baume der Seele losgeweht hat; eine Thräne steht auf ihm als Thautropfen, aber die Hoffnung ist es, welche sich bereits farbig in ihr spiegelt.

Was Lenau als Dichter ist, darüber hat bereits unser Volk entschieden. Wenn Rückert als der größte Lyriker erscheint, so ist er Derjenige, dessen Erscheinung für jedes Gefühl die innigste und tiefste Harmonie besigt. Um Rückert ganz zu erkennen und zu würdigen, müssen wir den weitsichtigen Standpunkt des Verstandes einnehmen, für Lenau reicht ein volles, reines Herz hin. Die Lyrik des Gefühls hat sich nirgends in unseren Tagen schöner ausgesprochen. Vor Eichendorff hat er die größere Tiefe, die festere Geschlossenheit des Ausdrucks, vor Justinus Kerner den größeren Reichthum voraus. Alle reinen Naturlaute tönen uns aus diesen Liedern entgegen. Faust, Sardanapala und die Albigenser sind die Zeugnisse einer großen Dichterbegabung und eines hohen sittlichen Ernstes, aber doch ist es die Lyrik, welche Lenau'n das Herz seines Volkes erschlossen hat und es offen erhält. Gemäß einer Eigenthümlichkeit meiner Natur drängt sich mir bei jedem Werke ein Verlangen nach der persönlichen Erscheinung des Schöpfers auf. Je größer meine Liebe zu jenen Gedichten war, um so stärker mußte sich die Sehnsucht äußern, den Dichter kennen zu lernen, obgleich nur geringe Hoffnung hierzu vorlag.

In dem Frühsommer dieses Jahres kam uns die Nachricht, Lenau würde die Saison in Baden zubringen. Ich war noch ungläubig, wie man es immer in Erwartung eines großen Glückes ist. Da reichte mir eines Tags bei Tisch Berthold Auerbach, schon länger mit Lenau bekannt, die Fremdenliste, in welcher unter den Gästen des englischen Hofes stand: „Mr. Nimpsch de Strehlenau, Vienne.“ Nach Tisch, auf der Promenade, wurde ich ihm vorgestellt und war von dieser Zeit an häufig in

seiner Gesellschaft. Ich begleitete ihn nach Lichtenthal, wo er in den ersten Tagen wegen des Hofraths von Reinbeck, der dort seine Wohnung genommen, sich eingemietet hatte, ich traf dort gelegentlich mit ihm zusammen, ich fuhr von da mit ihm nach Baden zurück. Jeden Tag versammelte sich nach Tisch auf der Promenade ein Kreis von Freunden und Verehrern um den Dichter, und alle lebenswürdige Kindlichkeit seiner Seele trat in solchen Stunden hervor. Gewöhnlich träumerisch und das Auge der Seele nach innen gekehrt, konnte er sich dort bisweilen einer ungetrübten Heiterkeit hingeben; er lachte herzlich über ein gelegentliches Witzwort, über einen komischen Einfall und hatte besondere Freude an manchen drolligen Anekdoten, welche August Lewald aus dem Schatze seiner eigenen Erlebnisse vorzutragen wußte. Wenn bisweilen die Musikbände einen Ländler spielte, jubelte er fröhlich auf; sein Herz schwelgte dann in Erinnerungen an die schöne Steiermark und ihre freie Bergesluft, an das Leben des fröhlichen Oesterreichs. Lenau selbst besigt eine bedeutende musikalische Bildung, und auch nach Baden hatte er seine Violine mitgebracht, auf welcher er manchen jener Ländler mit aller volksthümlichen Naivität und Fröhlichkeit spielte und manche Stunde durchphantasirte. Aus den Saiten dieser Violine ist manches Gedicht hervorgeströmt und von dem Augenblicke wieder verschlungen worden, das, in Worte gefaßt, in hunderttausend Herzen widerhallen würde.

Die äußere Erscheinung Lenau's drückt mehr die Wehmuth, als das Feuer und die Gluth seiner Poesieen aus. Von Mittelgröße, mehr schlank, als stark, leicht gebeugt, bewegt sich seine Gestalt mit der höchsten Anspruchslosigkeit. Sein Gesicht ist sehr bleich, die Augen sind sinnend und ernst, um den Mund liegt ein schmerzlicher Zug, während ein schwarzer Schnurrbart und das weiche, schwarze Haar auf sein Heimatland Ungarn hinweisen. Obgleich noch nicht gealtert, fehlt doch seinem Körper bereits die Frische und Elastizität der Jugend; man ahnt hier die Einwirkung der Seelenschmerzen, die mit so tiefsinnigen, räthselhaften Augen aus seinen Gedichten heraus schauen. Die Stimme des Dichters ist tief und langsam, die Worte tönen wie unter einem Trauerflor hervor, und ein Anflug von österreichischem oder ungarischem Accent verleiht ihnen etwas Eigenthümliches, aber Wohlthuendes.

Vorzugsweise ist mir ein Spaziergang im Gedächtniß, welchen ich in Begleitung Lewald's und Auerbach's mit Lenau machte. Er erzählte uns vom seinem neuen Gedichte, von seinem Don Juan, der damals seine ganze innere Thätigkeit erfüllte und in welchen er alle Gluth, alles Feuer seiner Seele, verbunden mit der größten Melodie des Ausdrucks, hineinströmen wollte. Wie weit er bei dem Ausbruche seiner Krankheit mit diesem großen Gedichte gelangt ist, weiß ich nicht; indeß war es bereits im Sommer weit gediehen. Er sprach mit Eifer,

mit der echten Ergriffenheit von seinem Gegenstande, zugleich aber mit einer Klarheit und mit einem Bewußtsein, welche es zeigten, wie sehr neben der Thätigkeit der Phantasie und mit ihr im engsten Bunde der scharfe, durchdringende Gedanke thätig gewesen war. Im Don Juan galt es ihm, die Unerfüllbarkeit des Genußlebens darzustellen; seinem Helden genügt nicht mehr das Weib als vereinzelter Erscheinung, ihn treibt es zu einem Genießen der ganzen Weiblichkeit an und für sich, — zu jener ewigen Unmöglichkeit, an welcher in anderer Erscheinungsform der Faust scheitert. Der Teufel, welcher seinen Don Juan holt, ist die Nemesis der Natur, welche in ihren heiligen Gesetzen beleidigt worden ist, das Verstiegen der physischen und psychischen Kraft, welches ihn dämonisch ereilt.

Kurz, nachdem Lenau angekommen war, widmete ich ihm ein Gedicht unter der Ueberschrift: „Der Schwarzwald an Nikolaus Lenau,“ welches Bezug auf seine tief sinnigen, wunderbaren „Waldblieder“ nahm, die nicht lange vorher im Morgenblatt gestanden hatten. Er hatte, als es ihm ein Freund zum ersten Male vorlas, mehr Freude daran, als ich erwarten durfte; die Vorlesung selbst hatte etwas Eigenthümliches, da ich mit einem Hausgenossen Lenau's und einem badischen Offizier gerade aus einer fröhlichen Gesellschaft zurückgekehrt und in Lenau's noch erleuchtetes Wohnzimmer eingedrungen war, wo er — es war bereits Mitternacht — mit jenem Freunde den Abend verträumt hatte. Am andern Tage, als ich mich und meine Gefährten entschuldigen wollte, lachte er nicht wenig über den Ueberfall. Später erschien das Gedicht in der Europa; Lenau versprach Lenau eine Erwiderung, welche er dem Schwarzwald dichten wollte. Er konnte es aber nicht; es war ja die Liebe, welche mit aller jugendlichen Gewalt, mit aller Macht der Sehnsucht sein edles Dichterherz ergriff.

Die deutschen Zeitungen meldeten in diesem Sommer Lenau's Verlobung. Wer konnte mehr von ihr erfreut sein, als seine Freunde in Baden, unter deren Augen jene schöne Zuneigung sich gestaltet und entfaltet hatte! Die Augen der Dichterbraut erschienen mir von Anfang an wie die wunderbarsten Märchen.

Unsere besten Wünsche folgten dem Scheidenden, der zuerst nach Frankfurt reiste, von wo er weiterhin nach Stuttgart und nach Wien sich begeben wollte. Er hatte versprochen, im Herbst noch einmal nach Baden zurückzukehren; wir warteten, bis die sommermüden Blätter von den Bäumen fielen, — und da kam uns endlich jene schreckliche Kunde. —

J. E. Braun.

Zur Literatur und Unterhaltung.

*Deutsche Poesie.

Deutsche Lieder aus der Fremde von B. Nolte. Paris. Renouard. 1844. 138. S. in Schillerformat.

Wir begrüßen hier zum ersten Male einen jungen deutschen Dichter, welcher sich in Paris aufhält. Hören wir von deutschen Liedern aus Paris, so scheinen sie nur politische Lieder sein zu können, und es ist denn auch hier die Politik nicht ausgeschlossen. Der jugendliche Dichter hat sein Ohr gegen den Geist der Zeit nicht verschlossen, und was er ihm zugeflüstert, läßt er hier in lebendigen Weisen ertönen. Doch die Politik macht nicht sein ganzes Dasein aus; die Natur, die geselligen Verhältnisse regen ihn ebenfalls an, aber auch in diesen Liedern spricht sich ein lebendiger, wir möchten sagen kecker Sinn aus. Diese frische Natürlichkeit, diese Wahrheit der Empfindung macht uns den Dichter und seine Dichtungen werth, und es liegt in diesem Lobe schon das Urtheil, daß wir den Verfasser nicht geradezu als eines bestimmten Sängers Schüler bezeichnen können. Eine strenge Kritik möchte vielleicht hier und da einige Härten der Form verweist wünschen. Wir sind der Meinung, daß in den ersten Erzeugnissen eines Dichters diese Zeichen der übersprudelnden Empfindung sind und schönere Früchte von der Zukunft erwarten lassen, als glatt fortgleitende Rhythmen, welche so oft die Gedankenlosigkeit verdecken müssen. Der Verfasser hat seinen eigenen Liedern die Bearbeitung einiger schönen Gedichte von Shelley, Delâtre, Deschamps, Madame Tastre angereicht. Indem wir auch für diese ihm unsern Dank aussprechen, können wir dennoch den Wunsch nicht unterdrücken, daß er in der Zukunft sein schönes Talent für selbständige Produktionen bewahren möge, ein Wunsch, der alles Lob in sich schließt, auch die Hoffnung, daß wir Hrn. Nolte bald wieder auf dem literarischen Gebiete begegnen werden. Einem so deutsch gesinnten Dichter ist es aber unnöthig, den freundlichen Zuruf zu senden, daß die fremde Metropole ihm nie die begeisternde Liebe zum Vaterlande rauben möge. Es bleibt uns noch übrig, zum Beweise unserer Behauptungen ein Lied des Dichters unsern Lesern mitzutheilen. Verhältnisse erlauben

(Siehe den Verfolg in der Beilage.)

nicht, dazu das schönste Gedicht, das erste in der Sammlung: „An mein Volk“, auszuwählen, ebenso wenig das feste „Verücktenmacherlied“. So sei es denn die Elegie:

An Börne's Grab auf dem Père-

lachaise.

Ringsum feierliche Stille, keinen Laut hör' ich erschallen!
Reiß' hinan den Todenhügel zahllos fromme Pilger wallen,
Heil'ge Nahrung tief im Herzen, frische Blüten in den Händen.

Um des Frühlings ersten Segen der Verewigung hier zu spenden;

In Zypressen, Trauerweiden flüßert es wie ein Chor:
Und auch mich löst eine Stimme, diesen Hügel zu erklimmen!

Eine Sünderin voll Reue, liegt Paris zu seinen Füßen,
Als ob's in zerknirschter Demuth wolt' für seine Fehler büßen,

Büßen, weil's das heilige Recht auf schmutz'ger Krämer-
wage wiegt. Weil vor einem Pfunde Gold auch hier der Menschheit Wohl erliegt;

Dort am Abhang will ich sitzen, daß erschallen meine Klagen!
Dort, wo liegt ein Herz begraben, das für eine Welt geschlagen;

Stiller wird es um mich her, der Abend senkt von Neuem wieder

Seine schwarze Trauerhülle auf die weite Welt hernieder,
Und das Licht entschlüpft der Erde, bebend wie ein irrer Geist.

Der sich voll von heil'gen Schauern los vom müden Körper reißt.

Ja, ich selber schweiß ein Geist hier, der aus seiner Ruh' geschlecht,

Der noch sinnend über Gräbern durch den Todtenader schleicht.

Nur mein Herz schlägt laut und bang, es zieht mich nach der Heimath hin,
Weil auch ich hier in der Fremde verfloßen und verlassen bin.

*Deutsche Literatur.

Sämmtliche Werke von Joseph Freiherr von Aufsenberg. 16. Band. Inhalt: Bertold der Zähringer. — Die Raketen des Teufels. Siegen und Wiesbaden. Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung.

Da die Oper des gefeierten Dichters in weitem Kreise bekannt ist, begnügen wir uns, hier auf das Lustspiel: „Die Raketen des Teufels“, aufmerksam zu machen.

Es herrscht in diesem Lustspiel eine so lebendige, man möchte sagen aufrührerische Komik, daß der Leser kaum zur Besinnung kommt, und daß die dramatische Darstellung den heitersten Eindruck machen muß. Situationen folgen auf Situationen, wie sie nur die reichste Einbildungskraft ersinnen kann, und die Personen sind einer Welt entnommen,

welche nur ein Faschingsleben kennt. Herr Joachim Zunderle, ein alter verrückter, von den politischen Ideen der Zeit toll gewordener Schneidermeister, hat eine Mündel, um die des Geldes ihres Vormundes wegen ein flotter alter Bruder Studio, Richard Felsenherz, wirbt. Er hat ihr Herz schnell gewonnen, aber er kann ihr weiter Nichts bieten, da er das Eramen haßt und eine amtliche Anstellung für philiströs hält. Es gelingt ihm aber, einen großartigen Plan durchzuführen. Er hat Theil an einer Gesellschaft, an deren Spitze ein Erredakteur steht, deren übrige Mitglieder lauter desparate Subjekte sind. Diese hat sich zur Gründung einer Zeitschrift vereinigt. Es fehlt ihr an einem Redakteur, der die Bürgschaft von zweitausend Gulden niederlegen könne. Sie hat zwei Personen ausgesucht, welche nun in den Saal geführt werden, in dem die Verbündeten vermunmt sitzen. Der erste, Bürstenbinder Blanner, ist aber so betrunken und wird so grob, daß es zu einem argen Wortwechsel kommt und besagter Blanner die Treppe hinabgeworfen wird. Der zweite ist aber unser Joachim Zunderle, der über die Ehre, daß er verantwortlich werden soll, so außer sich ist, daß er alle Bedingungen begeistert eingeht. Das Blatt aber bekommt den Titel: „Die Raketen des Teufels.“

Das Blatt erscheint. Zunderle wartet auf die Dinge, die da kommen sollen, ein Exemplar der Zeitschrift wird ihm aber nicht mitgetheilt. Er hat nicht lange zu warten; Schlag auf Schlag kommt über ihn herein, er ist einmal der genannte verantwortliche Redakteur und hat Alles zu vertreten, und wenn er in dem vollen Maße des Unglücks auch augenblicklich seine neue Stellung verflucht, so ist er doch wieder so von dem Hochgefühl seiner wichtigen politischen Rolle erfüllt, daß er auch Alles verantworten will. So dreht sich denn die toll gewordene Welt um ihn, den armen Zunderle, und wenn er selbst fast vergiftet, was er ist, ob Schneider, ob Redakteur, ob Mensch, ob Halbgott, so wissen auch wir kaum, wie in diesem Spuk wir unsere Ruhe behalten sollen. Ein solches lebendiges Auf- und Durcheinander der tollsten Einfälle des über die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens lachenden Geistes muß für sich mit ungehörtem Sinne aufgenommen werden; der Beurtheiler findet sich in Verlegenheit und wagt es kaum, die trockene Skizze mitzutheilen.

Begeistert von den „Raketen des Teufels“ schickt Studiosus Zäuser an Zunderle ein Pact Manuscript: „Randglossen zum göttlichen Plato“, und läßt dafür seine Rechnung von hundertundvierzehn Gulden streichen. Zwar machen Minna und der Obergeselle Kamperl aus Wien Einwendungen, aber ihre in den Wirrwar immer wieder eindringende Stimme wird bald übertönt. Der Lohnbediente mit den neuen Druckbogen macht Zunderle um e/n gut Theil verrückter; der Erzenso, durch eine abscheuliche Karikatur verhöhnt, rückt ihm auf's Zimmer und

nimmt, da er keinen Mitarbeiter nennen will, mit seinen Hühneraugen eine schmerzhaft Operation vor; der Freiherr von Finsterstirn, tragischer Dichter, durch eine böshafte Kritik bloßgestellt, fordert ihn auf Pistolen; ein Baron Wirbel, in Geldnöthen und von der Polizei verfolgt, früher Royalist, setzt aber bereit, sich auf die Opposition zu werfen, läßt aus politischer Freundschaft sich von ihm eine beträchtliche Summe vorschießen; Stadtkutscher Strixer, in seinem Amte mit allen seinen Kollegen von den Raketen des Teufels verhöhnt, prügelt den armen Zunderle tüchtig durch und hat noch die Malice, ihn zu fragen, wie viele Straßburger Pasteten er ihm mitbringen solle; dann kommt die junge Sängerin Dem. Kitty Zierl, welche ebenfalls sich über eine Kritik beschwert, den alten Zunderle aber so kostend gewinnt, daß er ihr den schändlichen Rezensenten Pfleger, welche Person aber leider in der Stadt nicht existirt, nicht bloß gegen seine Redakteurverpflichtung nennt, sondern auch sie zu ehelichen beschließt. Aber noch mehr. Raum ist die Sängerin fort, als dem unglücklichen oder glücklichen Schneidemeister ein schreiendes Kind gebracht wird, welches keinen besonders entfernten Ursprung zu haben scheint, hier aber in Begleitung eines Briefes als das Kind einer durchreisenden Polin erscheint, welches nur dem edelmüthigsten Vertreter deutscher Freiheit anvertraut werden könne. In diesem Augenblicke erhält Zunderle eine Einladung zu einem patriotischen Frühstück, welches ihm von Patrioten der Stadt bereitet ist. Schnell kleidet er sich an und begibt sich hin.

Während seiner Abwesenheit wächst die Verwirrung. Sein Obergehilfe Kamperl spielt unterdessen die Rolle des Redakteurs und wird von sechs Corporalen begrüßt, welche ihm ihren Dank für einen Aufsatz über das sanfte Regiment des Militärs bringen wollen; Kamperl gibt sich, ehrgeizig genug, selbst für den Verfasser aus und wird nun tüchtig von den Erboosten durchgeprügelt. Die ganze Schneidergesellschaft stürzt auf sein Geschrei zur Hülfe herbei, ist aber nur bestimmt, sein Schicksal zu theilen. Inzwischen ist in dem Hauptzimmer Madame Schnarrer, Tante der Kitty Zierl, angekommen, um gründliche Rücksprache mit Herrn Zunderle zu halten, auf dessen Veranlassung ihre Nichte ihre Stellung beim Theater aufgegeben hat; ihr kriegsrisches Aeußere, ihre Drohungen, ihr stolzes Bleiben und ihr starkes Trinken, wodurch sie ihrem seligen Manne, dem Staabstrompeter, alle Ehre macht, lassen das Schlimmste befürchten; vorläufig wird sie von Minna in einem wenig zurechnungsfähigen Zustande in Zunderle's Schlafgemach geschoben und findet bald einen süßen Schlaf. In dieser Noth kommt Richard Felsenberg. Er hat sich für seine Herzogsdame glorreich geschlagen, aber seine Beschreibung des Duells wird unterbrochen durch lauten Straßensärm.

Die Revolte ist in Folge der wilden Artikel der Raketen des Teufels ausgebrochen; die Zünfte, Zun-

derle im Triumph vorantragend, sind bereit zu blutiger That. Aber Zunderle ist in schrecklicher Noth. Das patriotische Essen hat ihm seine politischen Grillen vertrieben, er ist der weichste Friedensheld geworden, er beschwört die Seinen, ruhig zu sein, er fällt von der Idee seiner Zeitschrift ab, er harangürt das hochlöbliche Militär, er ist der fromme Schneidemeister, aber noch immer in entsetzlicher Angst. Denn das patriotische Essen, das war, wie er seinen Freunden auseinandersetzt, eine schreckliche Begebenheit, da hat man ihm von hinten die Opposition ausgetrieben, daß er seine politische Laufbahn verwünscht.

Aber was nun mit der Polizei anfangen, die ihn verhaftet? Was mit Madame Schnarrer, die wüthend und mit Kamperl ringend hereindringt? Was mit dem Kammerdiener einer Erzelenz, die ein Staatskleid gemacht haben will? Der Helfer in der Noth ist Richard Felsenberg. Er nöthigt den alten Zunderle, alle seine Aussagen zu bejahen, weil er ihn nur unter dieser Bedingung retten könne. Und so muß Zunderle nun, wollend oder nichtwollend, zugestehen, daß Richard Felsenberg ein Kind seiner Liebe sei, daß er auch eigentlich Zunderle heiße, unter diesem Namen die Raketen herausgegeben habe und bereit sei, die Strafe des Arrestes auf sich zu nehmen, daß ihm, dem neuen Zunderle, aber Minna's Hand von ihrem Vormund versprochen sei. Das Alles muß der alte Zunderle, gequält bis auf's Blut, zu Protokoll geben; aber zur Rache beschließt er, die Kitty zu heirathen und ein wüthes Leben, ganz untren seiner alten Schneidernatur, zu führen, daß der aufgedrungene Sohn und die böse Mündel auch keinen Pfennig nach seinem Tode vorfinden.

Das ist die dürre Skizze dieses bunten Spieles, auf welches wir die Freunde der Aussenberg'schen Muse und namentlich auch die Direktionen deutscher Bühnen besonders aufmerksam machen.

* Vaterländische Literatur.

1) Die Bedeutung der preussischen Könige für die Staats- und Volksentwicklung. Rede zur Gedächtnisfeier König Friedrich Wilhelm III. am 3. Aug. 1844, im Namen der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität gehalten von J. W. Löbell, ord. Prof. der Geschichte. Bonn, Marcus, 1844. 5 Sgr.

Die Universität Bonn hat die löbliche Sitte beibehalten, den Geburtstag ihres hohen Stifters auch nach dessen Tode in dankbarer Liebe zu feiern. Wie das Thema, dessen sich der diesjährige Festredner bedient, ausgeführt, kann man im voraus wohl erkennen; solche Reden sind meist über denselben Leisten geschlagen. Die Begeisterung aber versteht sich nicht mehr, wenn sie Phrasen vorbringt, wie: „Friedrich der Große ist in den unzähligen Lobreden, zu welchen die erstaunenswürdige Fülle so mancher Gaben getrieben und begeistert hat, zu sehr nur als großer Fürst, zu wenig als Preusse betrachtet worden. Als König eines größeren Volkes,

eines reich-
riesenhaf-
liche Gla-
aus der
welcher
rüstete“
hauptet,
Preußen
noch ganz
als ob
nischen
gischen w
2) Gedie
Franz v
Titel: Er
liter

Oberb
füßt bei
süßl, wer
unbekannt

noch
hoch, nem
den, toll
nötig
-hölzern
-hölzern

Liebest
in dem
Anfang
Dichter

am Ende
volla
volla

Es ga
glänzende
der Sam
Maler,

notwend
die unter
schlag en

Die Kun
gekauft,
schaffen,

München
Stolz rü
vollendet

Nach
S., na
berühmt,

schwange
tadeln w
sendung,

und dem
gerecht f

an einen
zu finden

daran la
Lateiner
ren, alle

eines reicher ausgestatteten Landes würde er leicht tiefenbasteres verrichtet haben; aber der eigenthümliche Glanz, in dem seine Thaten leuchten, stammt aus der Stellung eines preussischen Königs, zu welcher ihn die Natur, so wie sie es that, ausrüstete" u. s. w., oder wird lächerlich, wenn sie behauptet, „in der Liebe zum Königshause seien die Preußen noch ganz Brandenburger; hier ständen sie noch ganz auf dem Boden des großen Kurfürsten,“ als ob nicht Treue eine Eigenschaft aller germanischen Stämme, keineswegs blos des brandenburgischen wäre.

2) Gedichte in Oberbairischer Mundart. Von Franz von Kobell. 2 Bändchen. Auch unter den Titel: Erinnerungen an Berchtesgaden. München, literarisch-artistische Anstalt, 1844. 20 Sgr.

Oberbairern, Berchtesgaden — wessen Brust erfüllt bei diesen Namen nicht ein unnenntbares Hochgefühl, wer gedächte nicht der begeisterten Worte eines unbekannten Dichters, der Berchtesgaden also feierte:

O Alpen, ganz erdrücken
Muß eure Majestät
Das arm' Geschlecht der Mäken,
Das auf zwei Füßen geh.

Doch mag der Mensch wohl ahnen
Bei euch der Seele Lauf,
Schwingt über euch Titanen,
Zu euren Herren auf

Liebeslieder von dem Diendl und dem Miedel in dem oberbairischen Dialekt haben wir hier von Anfang bis zu Ende, doch andere Lieder stehen dem Dichter fern.

Die Kofette. (Aus dem Danziger Dampfboot.)

Es gab eine Zeit, in welcher München, die glänzende Hauptstadt Baierns, das Ikar-Athen, der Sammelplatz aller Künstler von Ruf war; Maler, Bildhauer, Baumeister hielten es für so notwendig, als angenehm, in der prächtigen Stadt, die unter König Ludwig wie durch einen Zauberschlag entstanden war, eine Zeit lang zuzubringen. Die Kunstschätze, welche der Monarch daselbst aufgeschafft, zu sehen, zu studiren, und selbst Etwas zu schaffen, von dem sie sagen konnten, ich habe es in München gemacht, wie sonst der Künstler sich mit Stolz rühmte, irgend eines seiner Werke in Rom vollendet zu haben.

Nach München begab sich auch der junge Maler S., nachdem derselbe in seinem Vaterlande schon berühmt, sich in Rom zu solch einer Höhe aufgeschwungen, daß man seine Leistungen nicht mehr zu tadeln wagte, ein Beweis von ihrer höchsten Vollendung, denn was man auch von Gemüthlichkeit und dem heiteren Sinne der Künstler sagen mag, gereicht sind sie nicht gegen Iphrogelichen, und wo an einem Gemälde auch nur der geringste Tadel zu finden ist, da wird kein Maler etwas Gutes daran lassen. Exempla sunt odiosa, sagen wir Lateiner, wir wollen darum keine Exempel auführen, allein wir haben von Baumeistern und Bild-

hauern ersten Ranges dasselbe gehört und gesehen, und es dürfte denn doch wohl so ziemlich Regel genannt werden.

S. hatte sich auf den Punkt geschwungen, auf welchem der Künstlerneid verstummt. In diesem Ruhme glänzend, hatte er München erreicht, und nirgend war man mehr bereit, als dort, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber der Frohsinn, welcher die Söhne der Musen ziert, schien nicht sein Erbtheil. Es hatte sich ein gewisser Trübsinn, man konnte es beinahe Schwermuth nennen, um sein junges Gemüth gelagert. Einem reichen Hause angehörig, war er mit den glücklichsten Hoffnungen von der Heimath fort nach dem Lande der Ideale gegangen. Sein froher, leichter Sinn hatte ihn den Schmutz und Unflath des Volkes, unter dem er sich bewegen mußte, über der Fülle der Kunstschätze, die ihn umgab, leicht vergessen gelehrt. Wenn er die majestätischen Trümmer der längst vergangenen Heroenzeit des römischen Reiches sah, so vergaß er, daß nicht Scipionen und Cäsaren, sondern Lazaroni und Mausefallenträger es bewohnten; wenn er die überschwengliche Fülle der herrlichen Kunstgebilde in den Sälen des Vatikans mit stummem Entzücken betrachtete, so war es ihm sehr gleichgültig, daß schmutzige Pfaffen darüber herrschten, waren sie doch dem Blicke des entzückten Kunstjägers nicht verschlossen.

So schwelgte er mehrere Jahre lang in den Genüssen, die sich ihm darboten, so erhob ihn seine Kunst über das Leben, bis ein Schlag nach dem andern das Haupt des Unvorbereiteten traf. Seine Mutter starb, sein Vater litt durch eine Reihe schwer zu überwindenden Verluste eine solche Einbuße an seinem Vermögen, daß er nur mit Mühe entbehren konnte, was er mit Freunden seinem Sohne nach Rom sandte. Bald darauf starb auch er, Vormundschaftsgerichte bemächtigten sich des übrigen Vermögens, das unter mehrere Geschwister getheilt, nicht mehr von großer Bedeutung war.

S. stand durch seine Kunst unabhängig da. Der Verlust seines Vermögens betraf ihn also nicht hart, allein die frühere Heiterkeit war verschwunden, und ein Ernst, der an Melancholie grenzte, bemächtigte sich seiner. Das Treiben der Genossen mit ihren olympischen Spielen, ihren Festen, Maskeraden, sagte ihm nicht mehr zu, zurückziehen wollte er sich nicht, um nicht ein Sonderling zu scheinen, so verließ er denn Rom, um in München ferner der Kunst sich allein zu widmen.

Er hatte nicht den rechten Ort gewählt. Wollte er abgesondert bleiben, so mußte er als Künstler nicht nach München wandern, denn in München bleibt der Künstler nicht unbemerkt. Er traf einen Jugendfreund, den Doktor B., daselbst und schloß sich auf das Innigste an diesen. Der Jugendfreund zog ihn in einige der Gesellschaften, denen er angehörte, und bald war S. überall bekannt.

Das Leben in München unterscheidet sich höchst auffallend von den geselligen Kreisen anderer Orte.

Es beginnt dort schon das Wirthshausesleben, was wir im ganzen Süden und Westen von Deutschland allgemein finden. In den großen Bierhäusern versammelt sich die ganze Stadt. In den Sälen an den langen Tischen sieht man neben einander sitzen den Staatsrath A., den Gerber B., den Kammerherrn C., den Maler E., den Grafen F., den Professor G., den Tischler H., den Bildhauer J., und so fort. Ein bunteres Gemisch, wie es dort gefunden wird, läßt sich kaum denken. Allerdings gesellt sich Gleich zu Gleich, doch sitzen vier Handwerker, welche eine Gesellschaft bilden, an demselben Tische mit sechs Personen höchsten Ranges, welche eine andere Gesellschaft bilden, und an die eine dritte Gesellschaft unmittelbar grenzt, welche wieder anderen Ranges und Standes ist. Im Winter kommen nicht selten auch Damen dazu. Allerdings gehören diese nicht den ersten Ständen an, denn wie überall, so auch dort, ziehen sich die Frauen der höchsten Staatsbeamten, der reichsten Partikuliers aus dem öffentlichen Leben zurück, doch anständige Frauen von Kaufleuten, Fabrikherren, wohlhabenden Duvriers, von Gelehrten und Künstlern, sieht man häufig in diese Kreise treten, und sie tragen nicht wenig dazu bei, die Unterhaltung in solcher Richtung zu erhalten, daß sie nie die Grenzen des Schicklichen überschreitet, ohne deswegen an Heiterkeit zu verlieren, ja die Neigung dazu ist so groß, daß jeder Anlaß aufgesucht wird, einen Scherz, eine Posse herbeizuführen. So werden denn häufig kleine Maskeraden veranstaltet. Eine Gesellschaft verummelter Personen tritt in ein solches großes Gasthaus, sucht die Bekannten auf, neckt dieselben, läßt rathen, soppt Diesen oder Jenen ein wenig, und zieht sich dann, wo möglich unerkannt, zurück, entweder um dasselbe Spiel von Neuem in einem andern Hause zu treiben, oder um nach kurzer Zeit in gewöhnlichen Kleidern in das erste Haus zurückzukehren und sich erzählen zu lassen, was so eben vorgefallen, woraus denn Stoff zu allen möglichen Scherzen genommen wird.

Noch anders waltet der Sommer, hier findet diese Ausschließung der höheren Stände bei weitem weniger statt. Die vielen großen Gärten rings um und in München sind der Sammelplatz aller Personen, die gute Kleider haben. Zwar nicht an einem Tische, doch auf einem und dem nämlichen großen Raume, sitzt die Familie des Staatsraths und die seines Schuhmachers neben einander; in diesen Sommervergnügungsorten findet man die ganze schöne Welt der bairischen Hauptstadt versammelt, hier sieht man die zahllosen schönen Frauen und Mädchen, an denen München reicher ist, als irgend ein Ort auf der Erde. Hier ist es schon schwer, durch Schönheit ausgezeichnet zu sein, man sieht lauter Madonnengesichter, und hier wandeln die Pions unstät und flüchtig umher, um sich des lieblichen Anblicks zu erfreuen. Wie eine reiche, frische Blumenflur im blendendsten Farbenschmuck der Jugend, so treten die herrlichen, üppigen, vollen Ge-

stalten dem staunenden Fremden entgegen; da ist nicht die krankhafte nordische Blässe der Engländerinnen, noch die Bronzefarbe des Italienerinnen und Spanierinnen, da ist nicht die übermäßige Schlankheit der Ersteren, noch die ungewöhnliche zierliche Kleinheit der Letzteren; zu der frischesten Farbe der Gesundheit, zu dem reinsten Inkarnat des Nackens und der Schultern, zu der lachenden Röthe der Wangen gesellt sich ein junonischer Wuchs, gleich weit entfernt von holländischer Ueppigkeit und von südländischer Dürftigkeit, das reinste Ebenmaß der schönen Glieder erfreut das Auge des Künstlers, wie des Laien; das Offene, Heitere strahlt von freudigem Leben, was Wunder, wenn dort, wo so viel des Schönen dem Auge begegnet, so viel des Schönen geleistet wird.

An einem solchen Orte war es, wo S., der schon lange den Staatsrath M. kannte, nun auch dessen Familie und unter dieser dessen Tochter Euphemia sah. Empfänglich wie jedes Künstlergemüth für das Schöne, war auch das feine, und hundert kleine Streifschüsse hatte sein Herz schon bekommen, doch als er Euphemia sah, war vergessen Alles, was er früher gesehen. Was sonst Eindruck auf ihn gemacht, was ihn entzückt, was ihm unvergleichlich schön erschienen, das kam ihm jetzt unbedeutend, nichtsagend vor. Lange umschwärmte er den Tisch, an welchem die Reizende saß, unbemerkt von ihr, bis der Vater, seiner gewahrend, ihn näher zu treten bat. Kalt weifte das Auge des Mädchens auf dem ihr gegenüber sitzenden jungen Manne, bis der Staatsrath seinen Namen nannte, und Euphemia, wohl bekannt mit den künstlerischen Leistungen aller Notabilitäten des Ortes, in ihm die gefeiertste derselben erkannte. Sie hatte schon Manches von ihm gesehen, sie sprach mit vielem Geist über seine Auffassung der Gegenstände, sie lobte mit noch mehr Geist und Feinheit die vortreffliche Ausführung seiner Werke, und S. schwebte in einem Himmel von Wonne. Die Bekanntschaft, so schnell sie gemacht war, so dauernd wurde sie. Es geschah das Ungewöhnliche, der Vater lud den jungen Mann ein, sein Haus zu besuchen, und Alfred S. hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese Einladung anzunehmen. Bald sah man ihn wie einen Hausfreund in der Familie, er kam wöchentlich, er kam dann täglich ein paar Mal, er wurde durch sein glänzendes Talent der Mittelpunkt der Gesellschaft, man bewunderte seine Werke, man beneidete den Staatsrath um die glückliche Acquisition, man drängte sich zu dem sonst kleineren Kreise, doch Alfred sah alles Dieses nicht, er sah nur Euphemia, welche ihm gewogen war, welche ihm Liebe zu schenken schien, und sich Nichts daraus machte, daß so ziemlich ein Jeder bemerkte, welche Huldigungen von dem jungen Künstler ihr dargebracht wurden. Es schien hierin eine Art von Befriedigung ihres Stolzes zu liegen, sie sah mit Freuden, daß Aller Augen sich auf sie richteten, wenn sie so ungezwungen, als wäre sie allein im Saale, mit S. sich unterhielt, und Alfred, so discret er

sonst war
ges Gehe
und vert
dem einzi
jungen
junge F
S. war
daß er h

Eine S

Noch I
Mittelsta
die letzte
Stadt m
diese sind
Wechs
Kontor v
Verkehr
Augsburg
Vermittlu
nungsver
Freibe
Millionä
Stadt g
Fabrik
die Lab
ein koloss
Hartman
gezeichnet
kann. A
schägt.
Weberei
30,000
Schwefel
Rheinla
Wie v

sowohl
Orte pa
in illis!
Mens
und fall
beut.
des Ein
Andern.
Wenn
ziemlich
und Gef
gläubige
das böse
sich der
Jesuiten

sonst war, glaubte doch eben deswegen kein so strenges Geheimniß aus seiner Liebe machen zu dürfen, und vertraute, was er empfand und was er hoffte, dem einzigen Freunde, den er hier hatte, einem jungen Arzte E. aus seiner Vaterstadt an. Der junge Freund schüttelte zwar den Kopf, doch Alfred E. war zu lebhaft mit seiner Liebe beschäftigt, als daß er hiervon Etwas hätte merken sollen.

(Fortf. folgt.)

* Augsburg.

Eine Skizze von Dr. Ferd. Aug. Oldenburg.
(Fortsetzung.)

Soziales Leben.

Noch leben sehr reiche Besitzer in Augsburg. Der Mittelstand ist jedoch weniger begütert, dagegen auch die letzte Klasse minder elend, schon 1560 hatte die Stadt mehr als zwanzig wohlthätige Stiftungen und diese sind nicht vermindert.

Wechselhäuser sind von Ruf vorhanden, so das Kontor von Isidor Obermeyer, welches weiten Verkehr hat und bei Gründung der Münchener-Augsburger Eisenbahn sehr thätig war, durch seine Vermittlung oft begütigend einwirkte, wenn Meinungsverschiedenheiten sich geltend machen wollten.

Freiherr von Sülzind, der vom Kommiss zum Millionär heraufgestiegen und als der Reichste der Stadt gilt.

Fabriken sind sehr beachtenswerthe vorhanden; die Tabakmanufaktur von Logbeck hat demselben ein kolossales Vermögen erworben. Die Schöppler-Hartmann, jetzt Forster's Rattunfabrik ist so ausgezeichnet, als man sie in Manchester nur sehen kann. Die Drahtfabrik von Beck wird sehr geschätzt. Die mechanische Baumwollen-Spinn- und Weberei beschäftigt 1800 Menschen und bewegt 30,000 Spindeln. Die Maschinen-Fabrik und Schwefelsäurefabrik. Die Baumwollenspinnerei von Rheineck u. a. m.

Wie viel jetzt noch von den allbekannten Reimen:

"Hätt' ich Beneditiger Nacht,

Augsburger Pracht,

Münchberger Bitt,

Strassburger Gelsch,

Ulmer Geld,

Wär' ich Herr der ganzen Welt,"

sowohl auf Augusta, als auf die anderen genannten Orte paßt, weiß Jedermann. Hora ruit et nos in illis!

Menschen und Zeiten kommen und gehen, steigen und fallen, wie es die Stimme des Schicksals gebietet. Ein ewiger Wechsel bewegt die Welt, und des Eines Leiche wird die Staffel zur Größe des Andern.

Wenn es vor dreihundert Jahren hier, wie so ziemlich überall, als große Gelehrsamkeit galt, Latein und Geschichte zu können, dabei aber einen abergläubigen Begriff von Naturkräften zu haben, an das böse Auge zu glauben und zu erwarten, daß sich der Satan in den Korpus fesseln könne, wie die Jesuiten hier ihn 1568 aus zwei Mädchen vertrieben,

und 1570 sogar sieben Teufel in Fuggers' Nagb vermuthet wurden, wovon sie der Jesuit Canisius, wie Bagenseil erzählt, glücklich befreite, weshalb ihr Herr der Maria zu Alt-Deettingen einen großen silbernen Becher verehrte, so sind das Dinge, die, was letzteres betrifft, jetzt zwischen Sein und Nichtsein schweben, in der Gelehrsamkeit aber hat es jeder Tertianer jetzt weiter gebracht.

Wenn hier schon 1559 die erste Schreibschule errichtet wurde, und 1579 außer dem St. Annen- und Jesuiten-Kollegium noch 24 Elementarschulen bestanden, muß man sich doch keinen großen Begriff davon machen. Die erste sehr unvollkommene Landkarte von Peutinger erschien 1591, aber viel weiter wird man wohl trotzdem, namentlich mit dem Außereuropäischen, nicht gewesen sein, als man jetzt von China berichtet, wo Jemand gefragt haben soll, ob Amerika in Europa läge.

Unter dem ersten Schullektor Geldebauer lehrte man Lateinisch, Poesie, Rhetorik, Deklamiren und Disputiren, jetzt sind die Schulen wie in ganz Baiern eingerichtet; in vier lateinische, zu je zwei Abtheilungen, und vier Gymnasien, jede zu zwei Abtheilungen. Die Nebenfächer sind Arithmetik und Mathematik.

Die Lateinischen heißen auch Vorbereitungsschulen. Die Gymnasien lehren 1) Syntaxis, 2) Poesie, 3) Rhetorik, 4) Dialektik.

Die Lycealschulen bilden zwei Kurse, 1) Logik, 2) Physik; sie stehen gleich mit den Universitätschulen. Dieselbe befindet sich hier seit 1834 zu 1835.

Um der Lehranstalt einen neuen Impuls zu geben, berief der König 1835 die Benediktiner aus Oesterreich hierher, welche ohne Ordenszwang als Stiftspriester leben und sowohl den katholischen Gymnasial-, als den lateinischen Schulen vorstehen. Viele wollten nun Finsterlinge in diesen Fremden erblicken, aber darin irrte man sich sehr, und man darf nur irgend einen dieser Herren kennen lernen, um von solchem Aberglauben schnell geheilt zu sein. Man mußte durch dieselben große Begriffe von österreichischer Aufklärung erhalten. Die Meisten sind indeß wieder in ihre frühere Heimat zurückgewandert, nachdem sie ihrem Institute Schüler und Lehrer gebildet, die sich früher nicht finden wollten.

Das Seminarium Puerorum St. Josephi hat 50 bis 60 Zöglinge, die meistens Kost und Wohnung finden.

1836 wurde das Sabetinische Gut neben St. Stephan angekauft und von dem Stifte zum Seminarium für Zöglinge höherer Stände bestimmt, wo auch lebende Sprachen, Musik u. s. w. gelehrt wird. Man nennt es auch das adelige Institut, ohne daß es dies im Sinne streng ist.

Die Studienanstalt St. Anna, 1531 gestiftet, dient den Protestanten und wird sehr gerühmt.

Bei jeder Pfarrei ist eine Bürgerschule, die des Domes gilt als die erste. An Pensionaten nur für Mädchen fehlt es eben so wenig. Das englische Institut gilt für das beste dieser

Art, von Nonnen des St. Maria-Joseph-Ordens versehen, in welchem Kloster erst am 12. September zwei Jungfrauen das Ordenskleid nahmen und eine Dritte das Gelübde ablegte. Ferner sind in den Instituten Maria Stern und St. Ursula Nonnen Erzieherinnen.

Das Bemühen, die veralteten Klosterinstitutionen wieder in's Leben zu rufen, wird nie gelingen, jene Erziehungs- und Krankeninstitute, mit dreißigjährigen Rückschrittsterminen, werden immer heirathscheue oder nahrungsforgende Theilnehmerinnen finden; es sind dies jedoch keine Nonnen mehr im ursprünglichen Sinne des Wortes, sondern weltliche Geschäftsleute im alten Gewande. Das Keuschheitsgelübde ist rein als überflüssiger Luxus zu bezeichnen, das der Armuth gleicht dem Worte des Fuchses in der Fabel und der Gehorsam findet sich von selbst, wenn eine sonst beabsichtigt in der Anstalt zu bleiben. Es geschehen indes viele Rückschritte in die weite Welt; 1836 trat eine Nonne aus dem englischen Institute, die demselben, als höchst seltener Fall, 40,000 Fl. gebracht hatte; als sie austrat, war sie Bettlerin, denn das Geld war verbaut, aber sie flog doch aus dem Käfig, ob in's fröhliche Leben, namentlich beim Bewußtsein des Verlustes, weiß ich nicht.

Ein Kapuziner-Kloster in St. Sebastian wurde 1843 auf Kosten der Stadt gestiftet, doch hat es nur vier bis fünf Mönche. Man redet von neuen Kandidaten, die sich gefunden. Der jetzige Bischof und Reichsrath Dr. P. Richard, ist ein sehr aufgeklärter, liebenswürdiger Mann, unter dessen Regierung die Christenlehre streng gehandhabt wird.

*Land und Leute der britischen Inseln.

(Fortsetzung.)

A. Die Phrenologen in England.

Schon jetzt fängt man in England an, den Nutzen der Phrenologie einzusehen, und diejenigen Leute, welche an ihrer eigenen Besserung arbeiten, betasteten sich fleißig die Köpfe zu deutlicherer Selbsterkenntnis. Die Aeltern werden aufmerksam auf die Fehler ihrer Kinder und gründen die Leitung ihrer Erziehung auf eine solidere Basis, als dies bisher möglich war.

Die Menschen schließen nur noch Freundschaften, wenn sie ihre Hirnschädel mit einander übereinstimmend gefunden haben. Und die Richter bestimmen die Strafe je nach der Bildung des Kopfes ihrer Inculpanten. Wie lächerlich müssen Euch Euere Aeltern und Erzieher vorkommen, die sich abmühen, durch sorgfältige und langjährige Beobachtungen Euere natürlichen Anlagen und Fähigkeiten zu entdecken, während sie ein einziger Griff unter Euere Haare darüber hätte in's Klare bringen können. Die, welche auf Freiersfüßen gehen, werden in Zukunft nicht Jahre lang in Zweifel sein, welche unter den Schönen sie wählen, welche sie verwerfen sollen, da, wenn nur erst das Gebäude der ganzen mensch-

lichen Gesellschaft auf gesunde phrenologische Prinzipien gegründet ist, jedes junge Mädchen, welches Lust zu der Partie hat, ihr Köpfchen dem Heirathslustigen darbiehen wird, um ihm ihre guten Fakultäten handgreiflich zu beweisen.

Ich sehe schon das aufgeklärte Jahrhundert nahen, wo jedem Richter es zur Pflicht gemacht werden wird, seinem Verbrecher vor allen Dingen den Kopf zu befühlen, und wo man es nicht mehr begreifen wird, daß es eine Zeit gab, in der man sich, wie jetzt, damit begnügen konnte, bloß den Verbrecher zu fragen: „What is your name? — Where are you born? — What is your profession?“ (Wie heißen Sie? — Wo sind Sie geboren? — Welches Geschäft betreiben Sie?)

Wie leicht, wie klar, wie einfach wird dann die Antwort auf viele Fragen sein, auf die man jetzt vergebens eine Auskunft sucht? Wie einfach wird das ganze gesellige Leben werden?

Ich bringe diesen schönen gemischten Kopf, der mit besonderer Sorgfalt gearbeitet ist, dem Sir Robert Peel zum Geschenk. Und ich werde es ihm zur Pflicht machen, ihn in seinem Arbeitszimmer aufzustellen und alle Morgen, ehe er an die Geschäfte des Regierens geht, einmal mit der Hand darüber hinzufahren, um die Hauptpunkte, welche er bei dem Regieren eines solchen Nationalkopfes zu beobachten hat, nicht aus den Augen zu verlieren.

*Der Mann, der im Kollegium nie ein ungeschöntes Wort sprach.

Ich lernte einen Mann kennen, der nie in dem Kollegium, dessen stimmführendes Mitglied er war, in einer langen Reihe von Jahren ein ungeschöntes Wort gesprochen hatte. Nicht wegen seiner Kenntnisse und Anlagen, sondern durch mächtige Verwandte war dieser friedliebende Mann Mitglied eines Kollegiums geworden, welcher nie mit seinen Amtsgehilfen in Opposition gerieth. Die wenigen Gegenstände, welche ihm der Chef der Behörde zur Bearbeitung zuwies, ließ er von einem verschwiegenen Manne zum Vortrag aufsetzen, den er wortgetreu abschrieb und in der Sitzung ablas. Es begab sich aber manchmal, daß der Antrag als verkehrt verworfen wurde. Es wurde darüber abgestimmt und er trat ohne Widerspruch dem Beschluß bei. Niemand konnte ihm vorwerfen, daß sein Antrag verworfen worden oder daß er albern Zeug vorgebracht habe, denn es rührte nicht von ihm, sondern von seinem treuen Freunde her. Er hatte gehört, daß es oft klug sei, von den Akten keinen Gebrauch zu machen, und er wendete dieses auf alle Fälle an, indem er nie die ihm mitgetheilten Akten las. Es war buchstäblich richtig, daß er im Kollegium weder ein unvernünftiges Wort sprach, noch ein Votum abgab, welches durch Stimmenmehrheit verworfen wurde, denn er sprach in der Sitzung nie ein Wort und stimmte jedem

niedergeschrieben
unterschrift
Gegenstand
an den F
erklärte si
sagt hat
immer sei
weisen ge
geändert,
Sorge, u
diesen sch
schuldigte
spruch hat
ohne Erfo
ärgert
des bedeu
ner Tante
Denen, d
vollen M

— Am
Bemühung
der Geschi
vinus in d
verfügt Hei
turgeschichte
Abend von
gend ein so
in ein Zei
schen Ereign
denn daß d
ist kaum a
mehr als
berg, es
bracht hat.
— Prof
seines lezte
liche Chre
Baterlande
ten, kam
stadt, seine
Bereiber b
wie sehr n
Anerkennun
Auslande
schein wur
bei seinem
für diesen
höheren G
dem Musi
bestehend a
Dr. Mosbe
zwei Schü
dem Gefei
für die ihn
aussprach,
Werte.
Die
Bromber
volles Frei
Mit. Eine
Schneide
römischen
her ein Pf
predigte.
in Posen
läßt, sein

niedergeschriebenen Kollegialbeschluss durch Namensunterschrift bei. Entstand bei dem Vortrag eines Gegenstandes Meinungsverschiedenheit, so zählte er an den Fingern die Stimmen für und wider, und erklärte sich für die Mehrheit, weil man ihm gesagt hatte, daß in dieser die größte Intelligenz immer sei. Wurde ein solcher Beschluss, wie zuweilen geschah, später angefochten und wesentlich geändert, so machte ihm dieses nicht die geringste Sorge, und er versah nach derselben Regel. Ueber diesen scheinbaren Widerspruch mit sich selbst entschuldigte er sich durch die Formel: Mein Widerspruch hätte doch Nichts geholfen, und ich hätte ohne Erfolg Etwas gethan und mich umsonst geärgert. Dieses kluge Benehmen und die Miene des bedeutungsvollen Schweigens hatte er von seiner Tante gelernt, und so geschah es, daß er bei denen, die ihn nicht kannten, für einen einsichtsvollen Mann gehalten wurde. Dr. J. Müller.

mannigfaltiges.

Am 4. Nov. eröffnete der durch die verständigen Bemühungen der badischen Regierung für den Lehrstuhl der Geschichte wiedergewonnene Honorar-Professor Gerwinus in dem größten, gedrängt vollen Hörsale der Universität Heidelberg seine Vorlesungen „über neuere Literaturgeschichte“, und zur Feier des Tages wurde ihm am Abend von der zahlreich versammelten akademischen Jugend ein solenner Fackelzug gebracht. Diese Anerkennung ist ein Zeichen, wie die künftige Jugend an den politischen Ereignissen unserer Zeit lebhaften Antheil nimmt; denn daß dieselbe nur dem Schriftsteller und Lehrer galt, ist kaum anzunehmen, da der weltberühmte Schloffer, in mehr als 25jähriger Thätigkeit an der Universität Heidelberg, es noch nicht bis zur Ehre eines Fackelzugs gebracht hat. (H. J.)

Professor Dr. Liebig aus Gießen, welchem während seines letzten Besuchs in Großbritannien so außerordentliche Ehrenbezeugungen zu Theil wurden, die auch im Vaterlande große Freude und Theilnahme erregen mußten, kam auf seiner Rückreise von London durch Darmstadt, seine Vaterstadt. Seine zahlreichen Freunde und Verehrer beeilten sich, ihm einen neuen Beweis zu geben, wie sehr man auch hier ihn zu schätzen und die große Anerkennung zu würdigen wisse, welche ihm im fernem Auslande ward. Eine feierliche Serenade unter Fackelschein wurde ihm auf dem Lönienplatze gebracht, wo er bei seinem Vater abgestiegen war. Mehrere eigens für diesen Zweck gedichtete Gesänge wurden von den höheren Gewerbeschülern und verschiedene Musikstücke von dem Musikkorps trefflich ausgeführt. Eine Deputation, bestehend aus dem Herrn Medizinalrath Merz, Dr. Rülp, Dr. Moldenhauer, Gemeinderath J. J. Diefenbach und zwei Schülern der höheren Gewerbeschule, begab sich zu dem Geehrten, der seinen innigen und freudigen Dank für die ihm von seinen Mitbürgern bewiesene Theilnahme aussprach, die für ihn von besonderem und unschätzbarem Werthe. (H. J.)

Die Deutsche Allgemeine Zeitung schreibt aus Pomburg, 1. Nov. Ein in unsern Tagen bedeutungsvolles Ereigniß erregt unter uns die größte Aufmerksamkeit. Eine ganze katholische Gemeinde, die Gemeinde zu Schneidemühl, steht auf dem Punkte, sich von der römischen Kirche zu trennen. Dieser Gemeinde stand bisher ein Pfarrer vor, der über das laute Evangelium predigte. Auf Andringen des katholischen Consistoriums in Posen aber sah derselbe sich vor einiger Zeit veranlaßt, sein Amt niederzulegen. Dies hat nun seine ganze

Gemeinde zu dem Entschlusse geführt, sich von der römischen Kirche zu trennen. Sie hat unlängst eine weitläufige und gemäßig abgefaßte Vorstellung an die oberste Staatsbehörde eingesendet, in welcher sie unter Angabe ihrer Gründe erklärt, daß sie den Papst nicht mehr als das Oberhaupt der Kirche ansehe; sie fordert Abschaffung der Fasten, der Ohrenbeichte und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Sie will nicht aufhören, katholisch zu sein und auch die Messen beibehalten. Sie hat an die Staatsbehörde die Bitte gerichtet, daß es ihr erlaubt sein möchte, sich als „deutsch-katholische Gemeinde“ zu Schneidemühl zu konstituiren, und man ist sehr gespannt darauf, welchen Bescheid ihr die oberste Staatsbehörde ertheilen wird.

Der Pächter der Spielbank zu Pomburg vor der Höhe hat, glaubwürdigem Vernehmen nach, in der abgewichenen Badesaison einen Gewinn von mehr als einer Million Franken gemacht. Der Belang der von ihm auf den Bau eines neuen Kurparks, Gartenanlagen u. s. w. verwandten Summen befindet sich mithin überreichlich gedeckt. Indes geht er damit um, seine auf 30 Jahre ausgetretene Concession des Spielbetriebes gegen ein Aequivalent zu veräußern, vielleicht weil er ein genügsamer, das dolce far niente liebender Mann ist. Gleichwohl kann es auch sein, daß er das Verabsinken des über den Glücksspielbanken in Deutschland schwebenden Damoklesschwertes eines Bundesverbotes fürchtet und sich somit bei Zeiten der Gefahr zu entziehen sucht. (D. J.)

Die Elbinger Anzeigen schreiben aus Königsberg: Es ist schon gemeldet worden, daß sich für das Amt eines hiesigen Lokalzensors kein Nachfolger finden wollte. Stadtgerichts-Direktor Reiter hat sich indes zur Uebernahme dieses Postens erbboten, ihm ist aber die Erlaubniß dazu von Seiten des Ober-Landesgerichtes versagt worden, weil dasselbe der Ansicht ist: daß die Verbindung des Censor-Amtes mit einem richterlichen Amte unstatthaft sei.

In Baiern ist die polizeiliche Tarirung des Fleisches in den sieben Regierungsbezirken der rechten Rheinseite wieder eingeführt worden, um die willkürlichen Preisbestimmungen durch die Metzger, welche sich viel Ladenswerthes zu Schulden kommen ließen, im Interesse des Publikums zu steuern. Auch soll dem Hinaustreiben der Viehvrethe durch wucherischen Zwischenhandel mit der größten Wachsamkeit und den strengsten Strafeinschränkungen begegnet werden.

Das „Danziger Dampfboot“ berichtet folgende That der Verworfenheit: Ein Mädchen, das, elternlos, bei einem Schuhmacher in Pflege gegeben war, blieb plötzlich mehrere Wochen aus der Schule, und bei seinem Wiedereintritt zeigte dasselbe dem Lehrer beide Hände, angeblich durch Verbrühen schwer verletzt, jetzt in der Heilung begriffen. Da die Verwundungen alte Finger quer durchschnitten, sehr tief waren und ein eigenthümliches Ansehen hatten, so daß ein bloßes Verbrühen es schwerlich hervorbringen konnte, erregte dieses in dem Lehrer ein dunkles Gefühl, eine Ahnung, daß nicht Alles so sei, wie das Mädchen sagte, und diese Ahnung betätigte sich auf die schrecklichste Weise. Das Kind ward von seinem Pfleger und einem bei demselben wohnenden jungen Frauenzimmer fast täglich auf das Grausamste gemißhandelt, mit Ruthen bis aufs Blut geschlagen; dies genügte den Leuten jedoch noch nicht, denn als die Strümpfe, welche das Mädchen für jenen weiblichen Zuchtmeister gestrickt hatte, nicht zu dessen Zufriedenheit ausfielen, umwickelte das sogenannte Fräulein die Finger des Kindes, dem der Schuhmacher die Hände hielt, die mit Baumwolle band, dann mit demselben Faden die Hände zusammen und zündete nun das Gewebe an, so daß die langsam brennende Baumwolle das Fleisch ringsum von allen acht Fingern, theilweise bis auf die Knochen, verzehrte. Die Redaktion des „Danziger Dampfboot“ verbürgt die Wahrheit dieses Faktums; übrigens ist bereits davon Anzeige gemacht und eine Untersuchung eingeleitet worden.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorräthig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wih. Empring in Bochum und in der Wih. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(98.) In allen Buchhandlungen Westfalens, der Rheinprovinz und des Herzogthums Nassau ist zu haben:

Der

Gevattersmann.

Ein Volksbuch für den Stadt- und Landbürger auf 1845.

Von Berthold Auerbach.

40 Seiten gr. Quartformat. In Umschlag geheftet. Mit einem Stahlstich und vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Preis 2 1/2 Sgr. — 9 Kr.

Uebersicht des Inhalts.

Wann muß ich werden. — Wer ist ein größerer Herr? — Ein Gespenst. — Viel Geschrei und wenig Wille. — Morgensegen eines Wählers am Tage der Abgeordnetenwahl. — Der Stotterer. — Verschnittene Schuldner. — Trost im Unglück. — Kuratse. — Von einer kleinen Reise. — Unterthänigste Bittschrift des Wörsteins Ich an Wir, Man und den Gehorsamst Unterzeichneten. — Gute Unterhaltung. — Der Polizeidiener in der Rattenfalle. — Der Doktor Oscheile. — Nur ein Schneider. — Der Fall über den Schatten. — Das Glück durch die Gelbwurk. — Der gekrenzte Dukaten. — Iewoala. — Das Schlimmste. — Ein Märchen mit einer Wahrheit. — Der falsche Erbsen. — Was suchst Du? — Nur zwei Winde. — Leiserliche Hand. — Polizei hilf! — Bekraustes Jägerlatein. — Seltsames Lob. — Sonderbare Zahlungsfristen. — Der beste Spion. — Gut heimbezahlt. — Der schöne Jean. — Der wiedergefundene Schatz. — Neuer deutscher Briefsteller: 1. Brief eines preussischen Soldaten in Mainz an seinen Vater. 2. Brief von Better Andres. 3. Antwort an Better Michel. — Was für Bilder soll ich in meine Stube hängen. Von diesem Volksbuche sind seit der kurzen Zeit seines Erscheinens über 60,000 Exemplare abgesetzt, welche Thatfache gewiß alle Anpreisungen u. überflüssig macht.

(99.) Bei Scheitlin und Jollitsofer in St. Gallen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meine Apologie der Bibel.

Eine Vorlesung

von

H. Scheitlin, Professor.

Zweite, umgearbeitete, sehr vermehrte Auflage.

Preis 54 Kr. oder 15 Sgr.

Die erste Auflage dieser Schrift kam nicht in den Buchhandel. Der Verfasser, ersucht, derselben weitere Ausdehnung zu geben, hat diese gänzlich umgearbeitet. — Ueber den literarischen Werth kann sich die Verlagsbandlung jeder Anpreisung enthalten; der Verfasser ist durch seine literarischen Arbeiten: die Preisschrift „Ueber die Vereblung der Vergnügen der untern Volksklassen“, „Agathe, Thierseelenkunde, Elend der Tullus, Religion, Natur und Kunst, hinlänglich bekannt.

(100.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Deutschland und die Donau-Mündungen.

Ein Beitrag zur Beleuchtung der äußeren Verhältnisse des Vaterlandes und der europäischen Civilisation.

Von einem Offizier.

Groß Oktav. 78 Seiten auf schönem weißen Maschinen-Belimp. Preis 12 1/2 Sgr. — 45 Kr.

In zweiter Auflage

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen wieder zu haben: (101.)

Krieg und Frieden.

Der

Der Hermesianismus und seine Gegner.

Sechs Sendschreiben

an

Herrn Rath und Notar Deyds zu Opladen.

Von Peter Paul Franck.

Nebst einer klassischen Abhandlung u. d. Verleumdung.

8. 84 Seiten. Preis 10 Sgr. — 36 Kr.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung in Siegen und Wiesbaden.

Die Leihbibliothek

der

Wih. Friedrich'schen Buchhandlung in Siegen

wird allen Freunden der Unterhaltungs-Lektüre zur Benutzung bestens empfohlen.

Das Abonnement ist höchst billig; der Katalog wird an die Abonnenten gratis abgegeben. (102.)

Die Friedrich'sche Leihbibliothek in Wiesbaden

empfehlte sich allen Freunden der Unterhaltungs-Lektüre bestens unter den bekannten billigen Abonnements-Bedingungen.

Nebst zwei literarischen Beilagen.

Zwei u.
Zustände, der
Auslandes. —
um Anstalten
einrichtungen
seit fund zu st
Für Lit

Sozialismus.
Geschichte
Zur Litera-
und Volkst-
burg. Ein-
leben. (S.
Aus Weisfale
Befanntmach

Es ist
Frage der
daß es in
kunft sich
lichen Au-
schaft ma-
noch stur-
verklunge-
wenn ma-
reden beg-
ihre Stin-
Gewalt
hunderte
Man
der Land
welche m
zu begrei-
gewesen,
daraus e
der Refo-
Geschicht
Vorwurf
von der
den Bau-
rerische
lauten A-
krieg ist
wegungen
sanden g
und man
Bundschu-
schwörun-
Auch die
von dem
niederen
Religion